

# StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben  
in Ostasien e.V.



StuDeO – INFO



Dezember 2020

# Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V. (StuDeO)

Vereinsitz: München, VR 203729

## 侨居东亚生活资料集

Homepage: [www.studeo-ostasiendeutsche.de](http://www.studeo-ostasiendeutsche.de)

INTERNETADMINISTRATOR: Dr. Alexander Röhreke

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

**Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.**

**Jährliche Mitgliedsbeiträge**, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten.

Mitgliedsbeitrag **Einzelpersonen € 30, Ehepaare € 40**  
Vereinskonto Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien (StuDeO)  
Postbank Hannover  
IBAN DE63 2501 0030 0007 6023 08  
BIC PBNKDEFF

Unsere **außereuropäischen** Mitglieder werden gebeten, Überweisungen ebenfalls **nur in EURO** auszustellen und dabei die anfallenden Bankspesen zu berücksichtigen.

Auf Überweisungen, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag“ oder „Spende“ vermerken und Absender angeben, ggf. den Namen des Mitglieds, für das überwiesen wird. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 200 gilt der Bankbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt der Schatzmeister von selbst Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** schriftlich an Dr. Siems Siemssen.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller-Haus** in Kreuth/Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv und die Bibliothek. Wer es besuchen möchte, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten, wende sich bitte an Dr. Ursula Fassnacht.

Impressum	HERAUSGEBER	REDAKTION
StuDeO-INFO ISSN 1866-6434	Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V. (StuDeO)	Renate Jährling Lektorat: Martina Bölc ( <i>private Website: <a href="http://www.marbol.de">www.marbol.de</a></i> ) Bildbearbeitung: Anita Günther

Die StuDeO-INFOs erscheinen zweimal pro Jahr.  
Redaktionsschluss jeweils 1. April / 1. Oktober

Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau z. Hd. von Renate Jährling. Durchsicht und eventuelle Kürzungen sind vorbehalten.  
Fotos ohne Quellenangabe stammen von dem jeweiligen Autor bzw. der Autorin.

**Titelbild** – Emma Bormann: Ching Shan Peking, Holzschnitt, um 1945 (StuDeO-Fotothek A0023). Der Grüne Pavillon auf dem „Kohlenhügel“, dem Mei Shan, der sich nördlich der Verbotenen Stadt erhebt. – Näheres zum Kohlenhügel S. 21 (die Künstlerin wird S. 44 erwähnt).

## Vorstand

VORSITZENDER  
Dr. Alexander Röhreke

STELLV. VORSITZENDE  
Hilke Veth

SCHATZMEISTERIN  
Nora Singer

KONTAKTE JAPAN  
Freya Eckhardt

SONDER-PUBLIKATIONEN  
Dr. Rainer Falkenberg

WOLFGANG MÜLLER-  
HAUS: VERWALTUNG  
Dr. Ursula Fassnacht

ARCHIV, SAMMELSTELLE,  
REDAKTION, ADRESSEN  
Renate Jährling

NETZWERKARBEIT  
Dekan Dr. Karl-Heinz Schell

SONDERAUFGABEN  
Dr. Siems Siemssen

## Liebe Leserin, lieber Leser,

Ein halbes Jahr ist vergangen und immer noch dreht sich – so hat man den Eindruck – alles um das Corona-Virus. Wir haben zwar keinen Impfstoff zu bieten, aber wir haben Lesestoff zusammengetragen, Lebenserinnerungen und Berichte, die es möglich machen, sich in andere Zeiten und Menschen zu versetzen und vielleicht Hoffnung zu schöpfen bei dem Gedanken, mit wie viel Mut und Tatkraft schwierige Lebenssituationen in der Vergangenheit gemeistert wurden.

Die Spanne reicht von der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, die der China-Kaufmann Walter Busse schildert (S. 6), bis zu den Erinnerungen von zwei damals 15-jährigen Mädchen an die letzten Tage auf dem Repatriierungsschiff "Marine Robin" und die Ankunft in Deutschland 1946 (S. 32 u. 33). Außerdem können Sie zwei recht unterschiedliche Reiseberichte aus den 1930er Jahren lesen: Von Horst Baerensprung, der als Völkerbundberater von Shanghai nach Xi'an reiste, um das chinesische Steuersystem zu inspizieren (S. 14). Und von dem Konditor Albert Kiessling, dessen Urlaubsreise nach Japan einen lebendigen Eindruck vom anscheinend recht unterhaltsamen gesellschaftlichen Leben deutscher Geschäftsleute gibt (S. 10). Auch das Jahr 1940 spielt in verschiedenen Berich-

ten eine Rolle: In diesem Jahr sitzt Ilse Drebing nach der Verhaftung ihres Mannes schwanger und mit drei kleinen Kindern „allein im Dschungel“ auf Sumatra und weiß nicht, wie es weitergehen soll (S. 23). Der Journalist Erich Wilberg versucht, der Politik aus dem Weg zu gehen, indem er sich dem Schöngestigen widmet und in Peking die Literaturzeitschrift „Die Dschunke“ gründet (S. 19. u. 21). Und in Japan wird Freya Eckhardt geboren, die uns an ihren Kindheitserinnerungen an den Zweiten Weltkrieg teilhaben lässt (S. 27). In unserer Reihe „Blickwechsel“ geht es dieses Mal um ehemalige chinesische Seeleute, die in den 1920er Jahren auf St. Pauli in Hamburg die erste und bisher einzige deutsche "Chinatown" bildeten (S. 35).

Die Briefe von der "Dundalk Bay" vor 70 Jahren mussten wir aus Platzmangel leider verschieben, ebenso den Artikel über das Jubiläum der Kaiser-Wilhelm-Schule Shanghai. Darauf können Sie sich im nächsten Heft freuen. Und wie immer haben wir natürlich auch interessante Bücher für Sie herausgesucht und gelesen bzw. lesen lassen (S. 40 u. 42).

Wir wünschen Ihnen – trotz allem – frohe Weihnachtstage und einen guten Start ins neue Jahr. Bleiben Sie gesund!

Ihr Redaktionsteam

## Liebe Mitglieder und Freunde des StuDeO

Das sich seinem Ende zuneigende Jahr 2020 wird allen Menschen in Erinnerung bleiben als ein „Anus horribilis“. Schon frühere Seuchen haben uns gezeigt, dass die Globalisierung kein aktuelles Phänomen ist. Krankheiten und Handelsgüter sind zwei Seiten einer Münze, mit der wir unseren modernen Wohlstand bezahlen. Es spielt keine Rolle, ob wir in China, Japan, den USA oder in Deutschland leben: Was uns miteinander verbindet, kettet uns aneinander. Klimawandel, Krankheiten, Hunger – Menschen haben hierauf sehr verschiedene Antworten gefunden. Die einen suchen ihr Heil im Leviathan von Thomas Hobbes, indem sie auf die Allmacht des Staates vertrauen, andere reagieren wie in Boccaccios „Decamerone“ zur Pestzeit mit Feierlaune und Verneinung. Und dann sind da diejenigen, die selbstdiszipliniert anderen helfen und tapfer ihre Arbeit zum Wohle der Gesellschaft fortführen. Und das sind nicht nur die zu Recht gelobten Heil- und Pflegeberufe, sondern auch diejenigen, die das aufrechterhalten, was uns kulturell und ideell so teuer sein kann wie die tägliche Kost, nämlich die geistige Nahrung. Und da müssen wir nicht weit blicken. In unseren eigenen Reihen sind

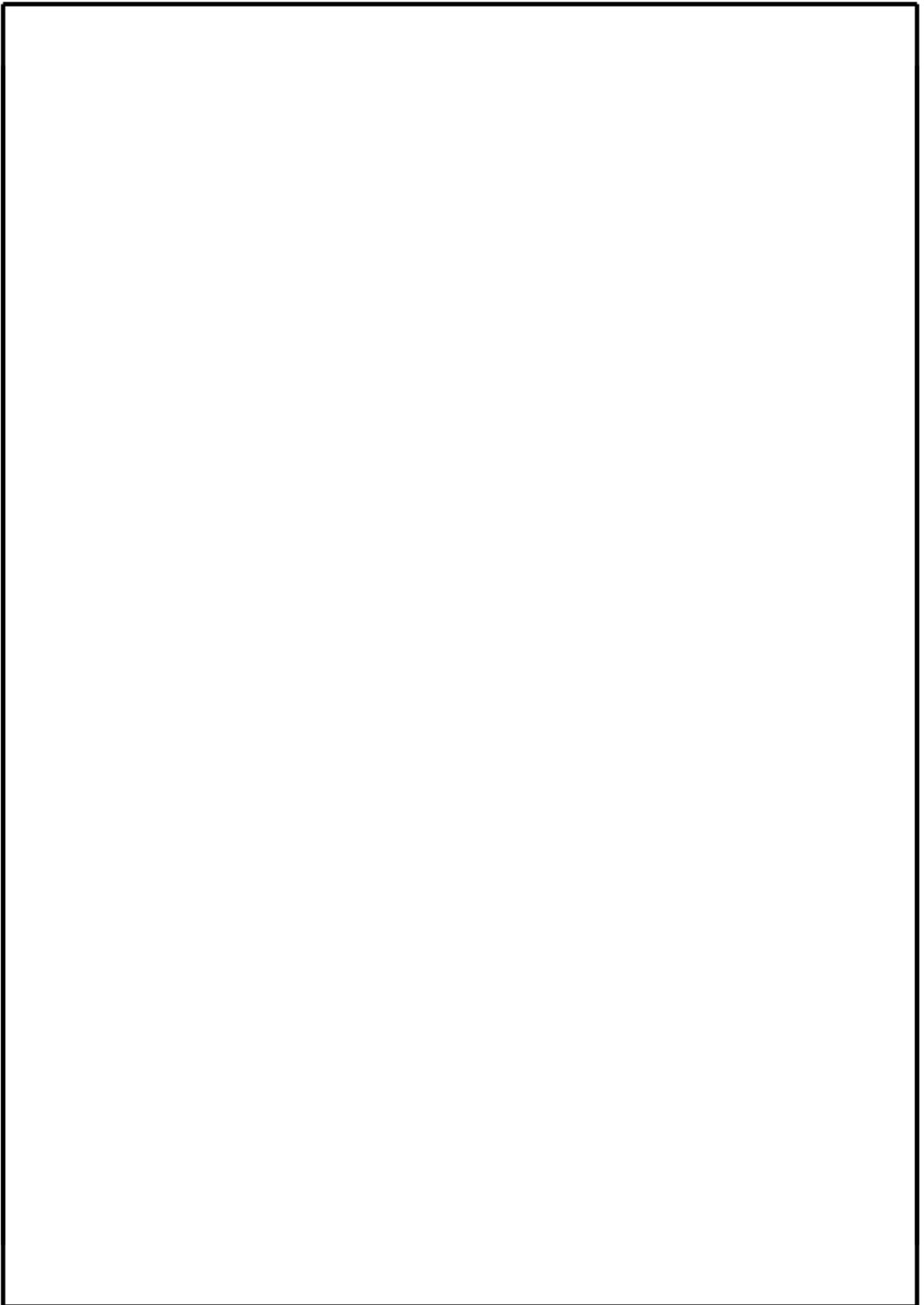
zwei Damen, die seit fünfundzwanzig Jahren durch ihre Arbeit zur Erfüllung unserer Vereinsziele Großes geleistet haben, die zum Reichtum unserer Archive und publizistischen Tätigkeit immens beigetragen haben, und die in diesem Jahr beide ihren achtzigsten Geburtstag begangen haben: Renate Jährling und Anita Günther. Ihre Lebensleistung, die unserem Verein zugutegekommen ist, soll hier in Dankbarkeit gewürdigt werden.

Und so ist das Jahr 2020 doch kein so schreckliches, sondern Beweis für die Resilienz guter Menschen, die niemals aufgeben, sondern dem „Höchsten Gut“ im Sinne (des okzidentalen) Immanuel Kant oder auch (des fernöstlichen) Laotse dienen. Nehmen wir uns dies zum Vorbild, so kann das kommende Jahr nur besser werden. Für unsere Mitglieder im Westen wie im Osten und für alle Menschen.

In diesem Sinne wünscht Ihnen der Vorstand Frohe Weihnachten und ein glückliches neues Jahr.

Mit herzlichen Grüßen bin ich Ihr







# Einige Daten und Ereignisse aus meinem Leben

## Fünfzig Jahre China 1898 – 1948 (2. Teil)

Walter Busse

Quelle: Walter Busse: Einige Daten & Ereignisse aus meinem Leben, die vielleicht, liebe Enkelsöhne, von Interesse sind. – Aktualisierte und ausführlich kommentierte Version seines Enkels Jens Kröger vom 16. April 2018 (StuDeO-Archiv \*3169, 27 S.), diese hier stark gekürzt.

Vorgeschichte: Der Hamburger Kaufmann Walter Busse (1878-1969) begann 1898 bei der Export-Firma Anz & Co. in Chefoo (dt. Tschifu geschrieben, heute Yantai), einer Hafenstadt an der Nordküste der Provinz Shantung. Es wurde eine Lebensstellung. Hauptartikel der Firma waren chinesische Rohseiden, aber auch z.B. Erdnüsse aus dem Hinterland. In seinem Heimaturlaub 1903-1904, in dem er auch seinen Militärdienst absolvierte, verlobte er sich mit Dora Nölke (1881-1943) aus Sande bei Bergedorf.

### Als Vertreter der deutschen Kaufmannschaft nach Tsinanfu 1906

Inzwischen war unser Chef, [Gustav] Gipperich, nach Deutschland zurückgekehrt und Oscar Anz [der Sohn des Firmengründers] übernahm die Firma. 1906 wurde in Tsinanfu [heute Jinan], der Hauptstadt der Provinz Shantung, eine hohe kaiserliche Behörde eröffnet. Ich wurde als Vertreter der deutschen Kaufmannschaft in Chefoo dorthin gesandt. Es war dies eine sehr interessante Reise. Wir wurden in verhangenen grünen Tragstühlen in das Yamen [Amtssitz] des chinesischen General-Gouverneurs [der Provinz] gebracht. Hier fand der offizielle Empfang statt mit den vielen Mandarinen in ihren hübschen chinesischen Kostümen und den verschiedenen Knöpfen auf ihren Mützen. Auch die Reise von Tsingtao nach Tsinanfu auf der seinerzeit noch deutschen Bahn war neu für mich. [Diese „Schantung-Eisenbahn“ bauten die Deutschen von 1899 bis 1904.]

### Heirat in Tsingtao 1907

Eure Großmutter [Dora] war mit dem H.A.L. „Rhenania“ allein nach Tsingtao gekommen. Am

16. April 1907 heirateten wir und wurden in der deutschen Kirche in Tsingtao von Pfarrer Winter<sup>1</sup> getraut. Nach dem Mittagmahl bei einem Angestellten unserer Firma, die auch in Tsingtao eine Filiale hatte, fuhren wir in einem schönen Wagen, auf dem Bock saß mein Boy, in das Laushan Gebirge, ca. drei Stunden Fahrt. Dort brachten wir eine



Hochzeitsfoto des Ehepaars Busse, u.a. mit den Trauzeugen Engelbert Thurn und Caesar Benck, Pfr. Winter (2. v. re.) Vor dem Hause Thurn, Tsingtau 16. April 1907

Woche in den hübschen Bergen zu und fuhren dann mit dem H.A.L. „Staatssekretär Kraetke“ nach Chefoo. Im Osten von Chefoo hatte ich ein kleines Haus gebaut, das wir nach unserer Ankunft bezogen. Hier wurden unsere Kinder geboren, Gertrud 1908, Erika 1911 und Ilse 1914.

### Heimat-Urlaub 1910 mit Reisen in Europa

1910 war mein Heimat-Urlaub fällig, wir fuhren mit unserer Gertrud und unserem Boy zuerst mit einem japanischen Dampfer nach Japan, blieben dort ca. eine Woche und fuhren dann mit dem russischen Schiff „Simbirsk“ der Freiwilligen-Flotte von Tsurunga nach Wladiwostok. Dort wohnten wir bei einem Bekannten, der bei der Firma Kunst & Albers war. Unser Boy verließ uns hier und wir fuhren mit der sibirischen Bahn, diesmal um den Baikalsee herum, nach Irkutsk und weiter nach Moskau. In Moskau blieben wir zwei Tage. Natürlich besahen wir den Kreml, bestiegen den Glockenturm Iwan Veliki, an dessen Fuß eine große Bronzeglocke stand. Ferner besuchten wir die Kirche „Saint Saviour“ mit den vier goldenen Kuppeln und die berühmte Tretjakow Bildergalerie. Von Moskau fuhren wir weiter nach St. Petersburg, sahen uns die Gemäldegalerie „Eremitage“ an und andere Plätze. Dann ging es über Wirballen (im südlichen

<sup>1</sup> Marineoberpfarrer Ludwig Winter (1868-1920) war von 1905-1915 Gouvernementspfarrer in Tsingtao.

Litauen) nach Berlin. In Hamburg angekommen, wohnten wir bei den Eltern Nölke. Tante Olga, eine Schwester von Dora, nahm sich unserer Gertrud an, so dass wir viel unternehmen konnten. Wir machten dann zuerst eine ausgiebige Orientreise.<sup>2</sup>

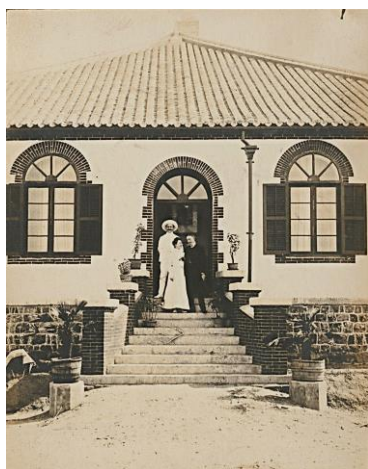
Im November machten wir eine Geschäftsreise nach London, wo wir das British Museum besuchten. Der Führer in Athen hatte uns bei dem Besuch des Parthenon gesagt, die fehlenden Skulpturen hätten die Engländer mitgenommen und die könnten wir im britischen Museum sehen. In London waren wir auch in der „Bank of England“ und sahen uns dort an, wie die englischen Goldpfunde geprüft und gewogen wurden.

Nach dem Weihnachtsfest bestiegen wir in Hamburg den Norddeutschen-Lloyd-Dampfer „Derfflinger“ und die Reise ging über Gibraltar und Algier nach Genua und weiter über die üblichen Häfen. Es war eine sehr schöne Reise. Zur Wartung unserer Gertrud hatten wir in Hamburg eine chinesische Amah<sup>3</sup> aus Shanghai, die mit einer deutschen Familie nach Deutschland gekommen war, engagiert. So konnten wir an den Häfen stets an Land gehen.

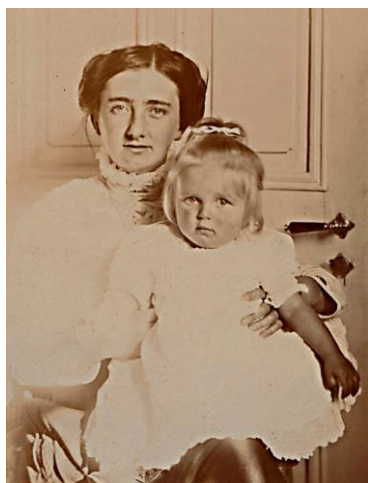
In Shanghai (1911) angekommen, hörten wir, dass in Nordchina und der Mandschurei die Lungenpest ausgebrochen war, eingeführt durch chinesische

<sup>2</sup> Über Wien, Budapest, Sofia, Konstantinopel (Istanbul), dann über Smyrna (Izmir) nach Piraeus und Athen. Über Korfu nach Fiume (Rijeka) und über Abbazia (Opatiya) nach Triest und Venedig. Von da über Salzburg nach München.

<sup>3</sup> Amah: Kinderfrau. In Shanghai boten sich „Leih-Amahs“ für die Schiffsreise nach Europa an.



*Haus Busse 1907-1914, Gartenseite, Chefoo um 1908*



*Dora Busse mit ihrer Tochter Gertrud, Chefoo um 1911*

Rückkehrer aus Sibirien [richtig: aus der Mandschurei].<sup>4</sup> Man riet uns an, noch etwas in Shanghai zu bleiben, aber es ließ uns keine Ruhe und wir fuhren sofort nach Chefoo weiter. Für die Europäer war diese Pestzeit nicht so schlimm, da man sich natürlich isolierte und nicht in die chinesische Stadt ging. Es waren auch keine Europäer, außer einer Nonne, die in einem Pest-Hospital pflegte, von der Krankheit befallen.

#### **Die Zeit in Chefoo von 1911-1914**

Die nächsten Jahre verliefen ruhig mit vieler, aber einträglicher Arbeit. Oscar Anz, der von Anfang an kein begeisterter Kaufmann war, überließ mir und Schmidt<sup>5</sup> die meisten Arbeiten und lebte seinem Privatvergnügen.<sup>6</sup> Wir erhielten Prokura und leiteten das Geschäft fast allein. 1912 zog sich Oscar Anz ganz zurück und wir übernahmen die Firma als gemeinsame Teilhaber. Wir mussten Oscar Anz natürlich als „good will“ beträchtliche jährliche Auszahlungen machen, was uns nicht so schwerfiel, da unsere anstrengende Arbeit gute Resultate brachte. Nachdem Anz sich zurückgezogen hatte, wurde ich als sein Nachfolger zum belgischen Konsul ernannt. Ich bekam die Bestallungsurkunde von dem seinerzeitigen belgischen König Leopold mit seinem persönlichen Siegel versehen. Wenn ich auch als belgischer Konsul amtlich kaum etwas zu tun hatte, es lebte nur ein junger Belgier in Chefoo, so war es doch ganz interessant bei den Empfängen im Yamen des Ta-yen, Bürgermeisters, für das diplomatische Corps zugegen zu sein. Ich wurde in meinem Tragstuhl ins Yamen gebracht und voraus lief ein Diener mit meiner hochehobenen, roten, chinesischen Visitenkarte.

#### **Die Taufen der Töchter Gertrud, Erika und Ilse**

1909 wollten wir unsere Gertrud taufen lassen, der deutsche Pfarrer aus Tsingtao, der uns auch getraut hatte, fuhr jährlich einmal nach Tientsin und Peking, um eventuelle kirchliche Handlungen vorzunehmen. Es hieß dann: „Pfarrer Winter fährt im Frühling nach Tientsin, um bei Sommers und Herbsts zu taufen.“<sup>7</sup> Wir hatten alles für die Taufe vorbereitet und warteten auf die Ankunft des

<sup>4</sup> Vgl. StuDeO-INFO Juni 2020, S. 3.

<sup>5</sup> Carl Woeltje Schmidt, ab 1900 bei Anz & Co., vgl. StuDeO-Archiv \*2670 und StuDeO-INFO Dez. 2014, S. 22-25.

<sup>6</sup> Oscar Anz, damals Ende 30, hatte genug verdient und lebte seinen Hobbys, großen Reisen, Briefmarken u. ä.

<sup>7</sup> Was nur ein Wortspiel um den Namen des Pfarrers zu sein scheint, hat einen realen Hintergrund: In Tientsin gab es tatsächlich einen Architekten Herbst und eine Familie Sommer, vgl. Fritz Sommer in: StuDeO-Archiv \*0110 und den Dreiteiler in den StuDeO-INFOs 2006.

Pastors, das Taufkind hatte ein schönes Kleid an und die Gäste waren schon im Hause, aber der Pastor kam nicht, das Schiff aus Tientsin kam verspätet an und konnte daher keinen längeren Aufenthalt in Chefoo machen. Also blieb unsere Gertrud ungetauft, erst später wurde dieses nachgeholt und sie wurde von einem amerikanischen Missionspfarrer getauft, dies war Reverend Elterich, der die Taufe in deutscher Sprache vornahm, da er schweizerischer Abstammung war.



*Walter Busse auf einem Schimmel am Strand von Chefoo. Im Hintergrund auf dem Hügel das Wahrzeichen der Stadt, ein Schiffsmast, der bis heute in der Millionenstadt Yantai steht.*

Unsere Tochter Erika wurde 1911 getauft, von dem Marinepfarrer des Ostasiengeschwaders der Kaiserlichen Marine [Stützpunkt in Tsingtao], das gewöhnlich im Herbst nach Chefoo kam. Nach dem Einlaufen der Schiffe ging der beim Pfarrer diensthabende Maat aufs deutsche Konsulat, um nachzufragen, ob irgendwo etwas zu taufen etc. wäre. Diesmal wurde unsere Erika getauft mit noch zwei weiteren deutschen Kindern. Nach sehr eiliger Erledigung der Taufen, da der Admiral des Geschwaders Eile hatte, wurde der Pfarrer am Strande von einem Kutter des Geschwaders abgeholt, um schnell an Bord des schon weit draußen ankernden Flugschiffes zu fahren.

Als unsere Ilse getauft werden sollte, war bereits der Erste Weltkrieg ausgebrochen. 1915 war ein deutscher Missions-Pfarrer, der bei der Besetzung von Tsingtao durch die Japaner aus seinem Bezirk, Tsimoi bei Tsingtao, hatte fliehen müssen, in Chefoo und nahm die Taufe vor.

### **Im neuen großen Haus in Chefoo**

1913 hatte ich, neben unserem kleinen Haus, ein Grundstück gekauft, und ließ dort ein neues Haus bauen. Es war ein größeres Haus mit acht Zimmern und einem schönen, großen Garten, den ich mit vielen Obstbäumen bepflanzte. Wir haben in die-

sem Haus die Jahre von 1914 bis 1919 verbracht [kein Foto erhalten]. Wir hielten uns Ponys, ritten viel, auch hatten wir gute Sahne-Ziegen, die wir aus dem deutschen Forsthaus in Tsingtao bekommen hatten, und mit der guten Ziegenmilch wurden die Kinder aufgezogen.<sup>8</sup> Die von den Chinesen gelieferte Milch war nicht sehr zufriedenstellend, da oft mit unsauberem Wasser verdünnt, gesundheitsgefährlich. Viele Fremde ließen sich die Kühe ans Haus bringen, wo sie gemolken wurden, aber es ist vorgekommen, dass auch dann noch die Milch mit Wasser verdünnt war, der melkende Chinese ließ durch einen Schlauch, den er im Ärmel hatte, Wasser in die Milch laufen.

Wir hatten zur Wartung der Kinder eine japanische Kindergärtnerin angenommen und für die jüngste auch eine japanische Amah, da diese viel sauberer als die chinesischen Amahs waren. Unsere Tante Oka, wie die Kinder sie nannten, war ein sehr angenehmer Mensch, aus guter japanischer Familie, sie machte mit den älteren Kindern Gartenarbeiten und ging mit ihnen spazieren. Unser Haus lag ca. fünf Minuten vom Strande, so dass wir im Sommer leicht zum Baden an die See gehen konnten. Während der Kriegszeit kamen im Sommer oft Deutsche, die in Shanghai lebten, nach Chefoo, wodurch wir, da sich die anderen Nationen von uns entfernt hielten, nette Abwechslung hatten. Es wurden picnics arrangiert und wir hatten bei uns im Hause einen Bazar, auf dem für die Kriegsgefangenen in Russland viele von den Damen und Kindern angefertigte Sachen verkauft wurden.

### **Der Erste Weltkrieg 1914-1918**

1914 brachte das Attentat in Sarajewo auf den österreich. Thronfolger auch uns große Unruhe und man befürchtete ernste Entwicklungen. Es war gerade ein österreichisches Kriegsschiff in Chefoo,<sup>9</sup>

<sup>8</sup> In den 1960er Jahren haben Ärzte an der Universitätsklinik Hamburg-Eppendorf durch Forschungen der Krankheitsbilder die Möglichkeit in Erwägung gezogen, dass diese Ziegenmilch ein möglicher Faktor bei der Übertragung des Hodgkin'schen Lymphknotentumors gewesen sein könnte, an dem sowohl Gertrud 1944 mit 36 Jahren als auch Erika 1956 mit 44 Jahren starben. Analog ist die Krankheit auch bei Personen aufgetreten, die auf dänischen Inseln aufwuchsen und in ihrer Kindheit mit frischer Kuhmilch ernährt wurden.

<sup>9</sup> „Der veraltete Kreuzer Elisabeth, der sich bei der Nachricht von der Kriegserklärung in Yantai befand, erhielt am 21. Juli 1914 von der Marinesektion des Kriegsministeriums den telegraphischen Befehl, sich nach Qingdao (Tsingtau) zu begeben [...]“ „Als alle Munition verschossen war, ließ Kapitän Makovic in der Nacht zum 1. November zur mit 57m tiefsten Stelle des Hafens manövrieren. Im Dunkel der Nacht wurde die Besatzung ausgeschifft und das Schiff mit Zündung der

dessen Kommandant öfters bei uns zu Hause war. Das Schiff ging dann am nächsten Tag nach Tsingtao, wo es auch den Krieg mitmachte und dort versenkt wurde. Kurz vor Ausbruch des Krieges wurde unsere Ilse geboren, die verschiedenen ausländischen Damen machten ihre Glückwunschbesuche, aber gleich nach Ausbruch des Krieges wollten sie nichts mehr von uns wissen. Da Deutschland dann in Belgien einfiel, um den Krieg schneller nach Frankreich hineinzutragen, musste ich natürlich das belgische Konsulat abgeben.

Der Krieg in Europa legte unser so gut gehendes Geschäft lahm, bis 1915 waren noch einige Geschäfte zu machen, aber dann hörte es ganz auf.

Die Angehörigen der feindlichen Nationen in Chefoo, mit denen wir ja sonst viel gesellschaftlich verkehrt hatten,<sup>10</sup> zogen sich ganz von uns zurück. Es gab auch einige hässliche Vorfälle, so wurden unsere am Strande stehenden Matten und Badezelte beschmutzt und eines Morgens fanden wir unsere Bude angemalt „Cadaver goods sold here“, das bezog sich auf die so hässliche, feindliche Propaganda.<sup>11</sup> Unsere Gertrud, die die englische Missionsschule besuchte, nahmen wir aus dieser Schule fort, da selbst die Missionare nicht sehr freundlich waren. Sie wurde dann von einer Dänin, Frl. Jörgensen unterrichtet, die auch den Mortensen'schen Kindern die Anfangsgründe beibrachte. Unsere Erika nahm später auch an diesem Unterricht teil.

---

Torpedospitzen im Hafen Qingdaos versenkt [...].“  
Quelle: Österreichisches Institut für China- und Südostasienforschung: Der Kreuzer Elisabeth und die Verteidigung Qingdaos gegen Japan (2018).

<sup>10</sup> „1912 bestand die europäische Gemeinde aus ungefähr 80 Leuten, die sich in ungefähr gleicher Zahl auf Deutsche, Engländer, Franzosen und Skandinavien verteilten. An deutschen Firmen gab es außer der Firma O.H.Anz die Firma Diederichsen & Co, den Inhaber des Kaufhauses Sietas Plambeck, den deutschen Postmaster mit seiner Hilfskraft und den deutschen Konsul. Das Chinese Telegraph Office wurde von einem Dänen geleitet, Mr. Poulsen, der gut Deutsch sprach. Das gesellschaftliche Leben war damals in Chefoo, wie an der ganzen Ostasiensküste, sehr ausgeprägt. Oft wurde ich von Schmidens zu kleinen Bridgeabenden eingeladen, wobei ich allerdings, da ich kein Spielfreund war, meist das Grammophon bediente, aber der Whisky-Soda schmeckte ja und die Sandwiches, die es dazu gab, waren auch nicht zu verachten. Öfters gaben aber Schmidts und Busses auch größere Dinner, zu denen ich stets zugezogen wurde und wobei ich immer meinen alten Boy, eine Perle, zur Bedienung mitbringen musste; er gehörte zum Inventar der Firma und trug, als ich Anfang 1912 in China eintraf, noch den Zopf.“ (Angaben von Johannes Gerhard Wagner, 1912-1914 bei Anz & Co.).

<sup>11</sup> „Hier werden Leichenteile verkauft“, vielleicht eine Anspielung auf die feindliche Propaganda, dass die deutschen Soldaten Hände abhacken würden.

1917 erklärte auch China Deutschland den Krieg, aber sie belästigten uns nicht weiter, nur mussten wir uns einmal wöchentlich bei der Polizei melden. Das ging sehr einfach vor sich und ein bekannter Mann von der Polizei kam am Sonnabend zu uns, in unseren kleinen deutschen Klub, und ließ uns dort in sein Buch unsere Namen einschreiben. Wir lebten also ruhig in Chefoo weiter.



*Blick auf die Ostbeach von der Klubveranda aus gesehen*

### **Ausweisung aus China nach Kriegsende 1918**

Fast alle Neutralen, die in Chefoo lebten, blieben uns während des Krieges freundlich gesinnt. Nach dem Kriegsschluß [Waffenstillstand am 11. November 1918], als es den feindlichen Nationen gelang, die Chinesen dazu zu bewegen, die Deutschen aus China auszuweisen, zeigte es sich, was Freundschaft war. Der leitende Ingenieur des Hafenbaus der holländischen Gesellschaft „The Netherlands Harbour Works“, der Holländer van de Lidth de Jeude, mit dem wir viel zusammen waren, gab uns ein sehr nettes Abschiedessen, zu dem alle uns nahestehenden Neutralen geladen waren. Unser alter Freund Mortensen, Däne, dem ich kurz vor der Abreise mein Haus verkaufte, zeigte sich sehr freundlich. Als ich ihn eines Abends anrief, ob ich ihn mal sprechen könnte, und ihn dann fragte, ob er wohl meine Silbersachen aufbewahren könnte, sagte er „nein“, das ging nicht, aber er wolle sie mir abkaufen und er würde mir einen Dollar für alles bezahlen. Ich ging darauf ein und nach meiner Rückkehr 1920 gab ich ihm den Dollar zurück und nahm meine Sachen wieder mit nach Hause.

Die Chinesen, mit denen wir geschäftlich zu tun hatten, waren über die Ausweisung empört und konnten es nicht verstehen, dass ihre Regierung darauf eingegangen war. Meinem alten Freund Lee gab ich eine Kiste aus dem Geschäft, hauptsächlich mit unseren vielen Schreibmaschinen. Bei Ablieferung der Kiste zerbrach er eine Tasse, gab mir eines der Stücke und sagte, „wenn Du nicht zurückkommst, dann erhält der die Kiste, der die Hälfte

wiederbringt, wenn die beiden Stücke zusammenpassen.“ Ich brachte ihm die Hälfte selbst zurück und bekam alles wieder.

Wir sollten ja, vor der Abreise, unsere Sachen verkaufen, was nur zu Spottpreisen möglich gewesen wäre. Mein alter Boy, der damals schon zwölf Jahre bei mir war, übernahm ca. 14 Kisten, enthaltend unser ganzes Tafelgeschirr, Gläser, Bibliothek etc., und nach meiner Rückkehr kam er mit den 14 Kisten wieder zu mir, packte alles aus und sagte befriedigt, „Master, es ist kein Teller oder Glas kaputt.“ Ferner gab er mir ca. 40 Dollar, die, wie er sagte, hätte er für verkauften Draht etc. aus dem Hühnerhaus kassiert.

### **Unsere Repatriierung 1919**

Beim Abschied von Chefoo gab uns der Bürgermeister noch einen Abschiedsempfang, die Dienstboten, die uns zum Hafen brachten, vergossen viele Tränen beim Abschied. Mit einem kleinen chinesischen Schiff wurden wir nach Shanghai gebracht, der englische Kapitän des Schiffes nahm sich unserer an und war besonders freundlich zu uns. In Shanghai wurden wir in ein Sammellager gebracht, in dem es recht primitiv war, aber nach drei Wochen dort wurden wir [am 9. März 1919] auf das englische Frachtschiff „Novara“ von der P.&O. Linie gebracht. Unsere Japanerin war mit uns nach Shanghai gefahren und brachte uns mit auf das Schiff. Bei dem An-Bordgehen war eine genaue Kontrolle und selbst die Puppen der Kinder

wurden untersucht, ob nicht Waffen etc. versteckt waren. Sämtliche Frauen und Kinder wurden mit uns [Männern] im Zwischendeck in eingerichteten Abteilen für ca. 15 oder mehr Personen untergebracht. Die englische Mannschaft des Schiffes war nicht sehr freundlich zu uns und das Essen, von indischen Köchen zubereitet, war recht mäßig. Für die Damen, die in China ja immer ihre vielen Dienstboten gehabt hatten, war es natürlich oft nicht leicht, sich in die Lage zu finden.

Es waren ca. 550 Deutsche auf dem Schiff, davon 235 Kinder, von denen 95 unter fünf Jahren waren, es war natürlich ein ziemliches Durcheinander.

Während der langen Reise durften wir an keinem Hafen an Land gehen. Endlich brachte uns das Schiff, nachdem wir noch in Marseille angelegt hatten, nach Rotterdam, wo wir am 3. Mai 1919 ausgeschifft wurden. Hier im Hafen waren noch englische Soldaten, die versuchten, nochmals unser Gepäck zu untersuchen. Die Holländer nahmen sich unserer sehr an, verpflegten uns, und die Kinder wurden mit Schokolade gefüttert.

*Anm.: Über diese Fahrt existiert ein „Bericht des Ausschusses der auf der 'Novara' repatriierten Deutschen (1919)“ (im Original angefügt, s.a. StuDeO-Archiv \*1567). Der Ausschuss setzte sich zusammen aus den Herren Kötter (Kallenbach & Lüders, Tientsin), John Rabe (Siemens, Peking), Walter Busse, Hans Lindmeyer (Hankow), Prof. Dr. Fischer und Dr. Höfling (Shanghai).*

## **Eine Reise von China nach Japan 1934**

### **2. Teil (Schluss)**

**Albert Kiessling**

Quelle: Albert Kiessling: Reise von China nach Deutschland über Japan und USA, 3. Juni bis ca. 20. Juli 1934 (31 S.). – StuDeO-Archiv \*3165. Im Folgenden weitere Auszüge von seinem Aufenthalt in Japan bis zur Ankunft am 20. Juni 1934 in Honolulu. [Das im 1. Teil abgebildete Porträt stellt nicht Albert Kiessling dar, sondern seinen Partner Friedrich Bader. Wir bitten herzlich, den Irrtum zu entschuldigen.]

Vorgeschichte: Der in Plauen/Vogtland geborene Albert Kiessling (1879-1955) erlernte das Bäcker- und Konditorhandwerk, auch das des Kochs, und gründet 1907 die Firma „A. Kiessling“ (Confectionery and Bakery) in der Französischen Konzession in Tientsin [Tianjin]. 1913 nahm er Friedrich Bader (1884-1967), aus Künzelsau/Württ. stammend, als Partner auf, so dass die Firma ab 1914 „Kiessling & Bader“ hieß.

Am 3. Juni 1934 trat Albert Kiessling in Tientsin einen Heimaturlaub an. Im 1. Teil beschrieb er die Reise nach Kobe, die Aufenthalte dort, in Osaka

und auf dem Rokko-Gebirge sowie die geselligen Tischrunden mit Bekannten, wobei der Diplomat Dr. Georg Scheffler, der erst seit wenigen Monaten in Japan war, oft das Geschehen bestimmte.



*Albert Kiessling  
Tientsin, um 1920*

## „Los, los...“ – zum Wochenendausflug an die Nordküste

Dr. Scheffler lädt uns ein, am nächsten Tag zu einem Weekend-Ausflug mit ihm an die Nordküste Japans zu fahren. Dieser Platz ist einer der drei schönsten Ausflugsziele Japans. Treffpunkt 11.30 Uhr im Deutschen [General]Konsulat in Osaka. Sonnabend, den 9. Juni, bin ich auf dem Wege dahin, ich reise bereits wie ein alter Japaner herum. Untergrundbahn, Omnibus, Auto wechseln ab. Das Konsulat liegt im 9. Stock. Dr. Scheffler lädt mich in die Bar ein. Es ist ein großer, herrlicher Raum mit vielen Blumen-Dekorationen. Junge, hübsche Japanerinnen fragen lächelnd nach den Wünschen. Wer könnte dem widerstehen? Wer würde da nicht in gehobene Stimmung versetzt? Die Reisebegleiter kommen einer nach dem anderen. Nach verschiedenen eiskalten Cocktails sagt der Dr., es wird Zeit, daß wir essen gehen. Jeder nimmt sein Köfferchen, wir gehen fünf Minuten zum Alaska-Building. Im 10. Stock ist ein großes, modernes Restaurant. Wir bekommen einen Platz am Fenster, welcher uns einen schönen Ausblick über die Riesenstadt gibt. Wir haben eine Stunde Zeit. Es wird sehr vornehm serviert, alles in Silberschalen. Der Dr. liebt Artischocken, die mit gemahlenem Eise bedeckt serviert werden. Ich als großer Fischliebhaber bestelle mir herrlichen, frischen Fisch. Die Gerichte wechseln ab, dazu japanisches Faßbier. Es ist dreiviertel eins geworden. Ich sage, es wird Zeit, daß wir zum Bahnhof fahren, wir haben nur noch eine viertel Stunde. Der Dr. meint, wir haben noch viel Zeit und ißt noch einmal Artischocken. Mit einem Mal bekommt der Dr. auch Eile, wir nehmen unten ein Auto, um zur Station zu fahren. Er treibt den Chauffeur an und das immer in Deutsch: Los, los! In den Straßen ist ein großer Verkehr. Wir kommen an, der Dr. ist nervös, eilt zum Schalter, um Karten zu kaufen. Los, los, sagt er, endlich hat er die Karten. An der Bahnsperrstelle stellt sich raus, daß er eine Karte zu wenig gelöst hat. Er eilt zum Schalter zurück. Los, los, sagt er abermals, ich habe Eile. Einige der umstehenden Japaner verstehen Deutsch und lachen. [...] Es ist noch keine Minute vergangen, da braust ein Zug heran. Ich frage einen Herrn, einen Japaner. Es stellt sich heraus, daß er Englisch spricht, und wir sind sehr erfreut zu hören, daß dies unser Zug ist.

## Eine fröhliche Zugfahrt durch schöne Landschaften

Es geht in rasendem Tempo der alten Kaiserstadt Kyoto entgegen, die Stadt der Tempel. Im Wagen ist es sehr warm, der Zug ist vollbesetzt, wir sind die einzigen Europäer. Alle Japaner sind sehr höflich. Eine Stunde Fahrt und wir sind angelangt.

Hier müssen wir umsteigen. Nach einiger Aufregung in dem Gewühle sind wir wieder untergebracht. Der Dr. laboriert sich nur mit Deutsch hindurch. Wir sind in glänzender Stimmung. Wir haben eine Gebirgsmaschine, denn es geht nun in die Romantik der bewaldeten Berge. Eine Szene wechselt die andere ab. Ein Gebirgsbach kommt uns entgegen, an der Bahn entlang. [...] Die Häuschen sind winzig klein, ebenso die Felder. Man sieht weder Rinder noch Schweine, Hühner oder Tauben. Die Ertragsfähigkeit der Felder erlaubt das nicht. Wir kommen durch eine Unmenge von Tunneln, größeren und kleineren. Auf einmal merken wir, daß es bergab geht, wir scheinen die Höhe überschritten zu haben. Den Dr. begeistern die abwechselnden Naturschönheiten. „Sehn Sie mal, sehn Sie mal, mein lieber Kiss!“ [*Spitzname von Kiessling*], sagt er ein über das andere Mal. Es ist 5 Uhr, noch eine halbe Stunde und wir sind am Ziel. Wir sind sehr oft am offenen Fenster gestanden, und da wir jetzt ins Flachland kommen, setzen wir uns ein bißchen und da haben wir die Bescherung. Denn jetzt sehen wir, daß nicht nur unsere Hände schwarz sind, sondern unsere Gesichter auch. Diese Entdeckung wird auch von den Japanern gemacht und alle Reisenden im Wagen brechen in schallendes Gelächter aus.

Noch eine Kurve und wir sind in Amanohashidate [*heute ein Stadtteil von Miyazu*].

## Ankunft im Hotel in Amanohashidate, der „Himmelsbrücke“<sup>1</sup>

Der Dr. hat Zimmer von Osaka aus bestellt. Der Portier ist am Bahnhof und nimmt unser Gepäck. Wir recken die Glieder und es geht in kurzer Fahrt zum Hotel Akari. Der Besitzer mit Frau und das ganze weibliche Personal stehen am Eingang und heißen uns mit vielen Verbeugungen willkommen. Das Hotel liegt etwas im Hintergrund mit einem Vorgarten, welcher von einem Gebirgsbach unterbrochen wird. Verschiedene Brücken und Grotten machen das Ganze zu einem japanischen Paradies. Der Besitzer spricht Englisch, was man im allgemeinen nicht findet. Der ganze Riesenbau ist ein Holzbau, alles mit Veranden umgeben, eine Menge verschiedener Aufgänge, überall sind Schiebetüren, hinter denen die Zimmer sind. Wir bekommen unsere Zimmer, die mit weichen Matten belegt sind, sonst haben sie keine Einrichtung, außer ein paar Haken an der Wand. Wir waschen uns und

<sup>1</sup> Mit ihrem 3,6 km langen Sandstrand und den darauf wachsenden Pinien zählt man die Region zu den drei schönsten Küstenlandschaften Japans. Der Name hält, was er verspricht: Amanohashidate heißt übersetzt Himmelsbrücke. Quelle: Hoffmann/Ryuno: Japan (2014), S. 201.

zwei reizende Japanerinnen kommen mit einem Papier, auf dem auf Englisch steht, wir sollten erklären, was wir heute abend zu essen wünschten. Ich schlage vor, daß es das Gegebenste ist, den herrlichen Seefisch zu essen. Außerdem wollen wir noch Gemüse, Salat und was es sonst noch Gutes am Ort hat. Wir machen es uns sehr bequem, ziehen unsere Kimonos an, wir bekommen japanische Schuhe, auch wird uns ein Stock gegeben, und nun haben wir noch Zeit, einen kleinen Spaziergang zu machen. Ich sage zum Wirt noch, er solle viel Fisch machen.

### Nichts als Fisch – die Geschmäcker sind verschieden

Nach eineinhalb Stunden sind wir zurück und wir sagen, man soll das Dinner servieren. Der erste Gang ist ein gebratener Fisch mit Salat und Eiern. Alles lobt. Man sagt, wenn es so weitergeht, sind wir zufrieden. Es kommt eine verdeckte Schüssel – es stellt sich raus, daß es eine andere Fischart ist. Er scheint geräuchert und schmeckt ausgezeichnet, ich schmunzle als Fischliebhaber, während meine beiden Kumpane anfangen, sich hinter den Ohren zu kratzen. Der Dr. sagt, hoffentlich kommt was anderes, sonst schlage ich Krach. Es kommen Schüsseln und Schüsselchen, die Hauptschüssel ist aber zum großen Gaudium wieder Fisch in einer braunen Soße. Der Dr. fängt an, wild zu werden, seine Augen rollen. Trösten sie sich, sage ich, nachher kommt doch sicher was anderes, man wird uns doch nicht nur mit Fisch füttern. Da kommen auch schon wieder neue Schüsseln, ich sage, es duftet nach Beefsteak und Zwiebeln, aber die Enttäuschung ist groß, denn es ist ein gekochter Fisch. Wir sagen zur Nesan [Schwester, Bedienung], wir wollen keinen Fisch

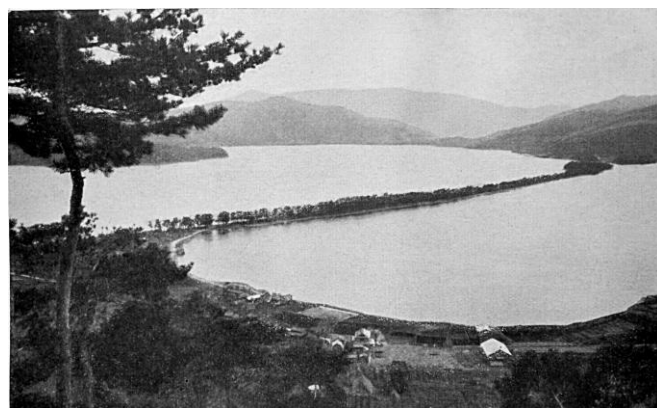
mehr haben. Eine der niedlichen Japanerinnen sieht, daß der Dr. wild ist, und ich sage ihr, sie solle ihn streicheln und beruhigen. Das scheint dem Schwerenöter sehr gut zu gefallen, denn sein Lächeln kommt wieder. Wir bekommen noch Früchte und Kaffee und wohlgesättigt beenden wir unser Abendbrot. Die Betten in unseren Zimmern werden zurechtgemacht. Dicke Wattesteppdecken werden auf den Boden gelegt, ebenso Kissen und dann wieder Decken drüber. Herrlich schlafen wir in dieser Ruhe bei offenem Fenster in dieser herrlichen Luft.

[Am nächsten Morgen:] Die Sonne scheint mir ins Gesicht, ich stehe auf. Das Familienbad ist fertig und wird uns gemeldet. Es ist ein Holzbad und ungefähr eineinhalb Meter im Durchmesser.



In einem japanischen Garten

Quelle: A.E. Johann: *Generäle, Geishas und Gedichte* (1937), S. 16



Die „Himmelsbrücke“ Amanohashidate

Quelle: J. Witte: *Sommer-Tage in Japan und China* (1925), Abb. 6

### Über die Himmelsbrücke mit der Seilbahn zum Kasamatsu Park<sup>2</sup>

Nach unserem Frühstück machen wir eine Tour auf die andere Seite der Bucht. Wir laufen etwa eine halbe Stunde über eine schmale Landzunge.<sup>3</sup> Dieser Weg ist mit Fichten, Kiefern, Zedern dicht bewaldet. Die würzige Luft und das schöne Wetter tragen zur heiteren Stimmung mit bei. Wo man Japaner und Japanerinnen trifft, werden wir freundlich begrüßt.

Es geht den Berg hinan zur Drahtseilbahn. Links und rechts offene Läden. Unmengen von getrocknetem Fisch sind an Stäbchen aufgereiht und in Cellophan verpackt. Ebenso werden seidene Tücher und Ge-

schenkenartikel von hübschen Japanerinnen angeboten.

<sup>2</sup> Quelle: Wikipedia. Kiessling nennt keine Ortsnamen, wahrscheinlich ist der Kasamatsu Park gemeint.

<sup>3</sup> Eigentlich eine Nehrung, ein schmaler Sandstreifen, der eine Bucht vom offenen Meer trennt.

Die Drahtseilbahn bringt uns in schwindelnde Höhe. Es sind bewaldete Berge, man glaubt sich in die bayerischen Berge versetzt. Dort angelangt, herrscht ein großer Betrieb, denn es ist ein Wallfahrtsort, und da heute Sonntag ist, kommen viele japanische Familien, um hier zu opfern. Herrlich ist hier der Ausblick auf See und Natur, auf die niederen Bergeskämme mit ihren romantischen Abhängen, Gletschern und Bächen. Der Himmel ist klar und blau und spiegelt sich auf dem See wider. Wenn man sich mit dem Rücken gegen die See stellt und durch die gespreizten Beine [nach unten] sieht, so denkt man, die Landzunge führt direkt zum Himmel, deshalb heißt sie auch die Brücke zum Himmel.<sup>4</sup>

Wir fahren mit dem Auto 15 Minuten in Windungen den Berg weiter hinauf. Auch hier ist die Natur bezaubernd schön. Oben angelangt, sehen wir, daß der Tempel noch wesentlich höher liegt.<sup>5</sup> Wir haben noch 150 Stufen zu klettern. Uralte Zedern und Fichten rahmen den Weg ein. Es kommt ein Buddhisten-Mönch mit einem großen Kirchenbuch, in das wir uns eintragen sollen. Der Dr. schreibt sich ein, zu mir hält der Mönch die offene Hand hin, was heißt, daß man dafür bezahlen muß. Nun werden uns all die verschiedenen Götter gezeigt, sie sollen eine große Macht haben, glücklich zu machen.

Wir machen einen Spaziergang und kommen unten bei der Drahtseilbahn wieder an. Jetzt sehen wir viele hunderte Menschen, die hinaufwollen. Es ist ein Glück, daß wir zeitig gekommen sind, denn nunmehr werden die Passagiere abgezählt und dann wird die Station geschlossen.

Wir sind müde und wollen den Weg [über die Himmelsbrücke] nicht mehr zurücklaufen, sondern werden einig, ein Ruderboot zu nehmen. Um halb eins kommen wir im Hotel wieder an. Mir knurrt der Magen, sagt unser Landsmann [Oskar] Meusser aus Hankau [*Fa. Rohde & Co.*]. Er ist ein sehr lustiger Reisegefährte, erzählt einen Witz nach dem anderen. Unser Wirt kommt. Los, los, wir wollen essen, aber bitte keinen Fisch, sagt der Dr. Wir kommen an den Tisch, es ist schon alles angerichtet, es gibt verschiedene Salate zur Appetiterhöhung. Als erster Gang kommt Fisch, als zweiter wieder Fisch. Der Dr. droht zu explodieren, doch da kommen Beefsteaks. Nach dem Essen halten wir Siesta, um 4 Uhr geht unser Auto zur Station. Um 9 Uhr [abends] sind wir wieder in Kobe. Wir fahren noch in den Deutschen Club und dann ist ein herrliches Abschiednehmen.

<sup>4</sup> Vgl. auch Wikipedia unter Amanohashidate.

<sup>5</sup> Quelle ebd.: Oberhalb des Kasamatsu Parks befindet sich der buddhistische Tempel Nariai-ji, der 28. Tempel des Saigoku-Pilgerwegs.

## **Eine abwechslungsreiche Fahrt ab Kobe auf der „Präsident Wilson“ nach Honolulu**

Am Montag um 4 Uhr [nachmittags] fährt mein Dampfer, der mich nach Amerika bringen soll. Wie ich morgens beim Packen bin, wird mir die Zeitung gebracht. Ich werfe einen Blick hinein, sehe, es ist der 11. Juni, und sage, Donnerwetter, das ist ja Dein Geburtstag heute. Nicht lange, da telefoniert es. An der Stimme erkenne ich Frau Peters, sie gratuliert mir. Ich bin sehr überrascht. Ich gehe zum Kaffeetisch hinunter, da sitzt Hr. Lucker, der mir ebenfalls gratuliert. Ich lade ihn um halb eins zum Lunch ein. Zurückgekehrt ins Zimmer finde ich einen großen Korb mit Rosen und zwei Karten vor: Frau Petersen und Fritz Westphal. Ich gehe zu ihren Zimmern und die Freude ist groß. Auch sie kommen mittags. Dieser Lunch mit den verschiedenen Cocktails ist sehr nett. Er zieht sich bis 3 Uhr hin.

Unser Dampfer ist 14.000 Tonnen groß, mit Ölfeuerung. Frau Petersen und Herr Westphal kommen zum Abschied mit an Bord. Es ist ein großes Leben an Bord, die meisten sind da, um Freunden Lebewohl zu sagen. Der Gong ertönt, das Schiff macht klar zur Abfahrt. Bald sind wir in voller Fahrt. Am nächsten Tag, am Nachmittag, sind wir in Yokohama. Es ist lange her, daß ich hier war. Von dem großen Erdbeben [1923] sieht man nicht mehr viel. Es sind wieder 8 bis 10 Stockwerk hohe Häuser entstanden.

Mittwoch, den 13. Juni, befinden wir uns bereits auf dem Wege nach Honolulu. An Bord wird für Unterhaltung gesorgt. Es wird ein Komitee gegründet, es werden Spiele arrangiert und die Besten werden ein Diplom bekommen. Ich befinde mich bei Schach, Bridge und Deckgolf. Aus dem Schachturnier gehe ich als Sieger hervor. Auch sonst gibt es viel Abwechslung. Täglich bekommt man eine Bordzeitung, welche über das berichtet, was in der Welt vorgeht. Auch bin ich beim Kapitän zum Tee geladen. Er empfängt uns mit Monokel, die Offiziere sind sehr liebenswürdig zu uns. Es gibt Bälle abends, ebenso Decktanz, wie auch Couplet-Abende. Die Stewards sehen zu, daß die einzelnen Tische sich verständlich zusammenfinden. Es ist auch ein Seewasserbad an Deck. Nach dem Frühstück geht es ans Promenadendeck und es wird zwei Stunden Sport getrieben. Dann geht es ins Bad und mit gutem Appetit zum Lunch.

Wir haben Abschiedsball, die Damen in großer Toilette, die Herren im Sommer-Smoking. Die Preise werden verteilt, es wird getanzt, gesungen und es werden Cocktails getrunken. Wein und Sekt sieht man hier nicht, trotzdem ist die Stimmung glänzend. Mittwoch, den 20. Juni, kommen wir in Honolulu an.

# Die Jahre der politischen Emigration meines Vaters Horst W. Baerensprung in China 1933-1940

## 2. Teil: Inspektionsreise nach Sian (Xi'an)

Renate Baerensprung

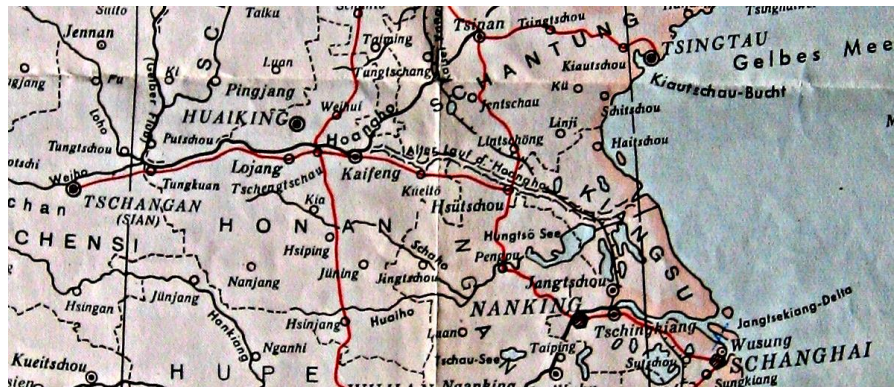
Quelle: Lebenserinnerungen von Horst W. [Wilhelm] Baerensprung [geb. 27.3.1893 in Torgau, gest. 29.11.1952 in Braunschweig]. Zusammengestellt 2005 von Tochter Renate Baerensprung (1924-2007). StuDeO-Archiv \*1545 (1. Teil: Vorwort, Kindheit, Jugend, Erster Weltkrieg, Weimarer Republik) und \*1546 (2. Teil: Flucht und Neubeginn in China, Völkerbundberater, Im Hauptquartier Chiang Kai-Sheks, S. 86-152). Auswahl und Kommentare von Renate Jährling.

Vorgeschichte: Dr. Horst Baerensprung, Landrats- und Polizeipräsident von Magdeburg, war Geschäftsführer des „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“, eines 1924 gegründeten politischen Verbands zum Schutz der Weimarer Republik gegen ihre radikalen Feinde. Nach der Machtübernahme Hitlers wurde der Verband im März 1933 verboten und Baerensprung verlor seine Ämter. Er entzog sich am 25. Juni 1933 der Verhaftung durch Flucht und wurde im selben Jahr mit einer Völkerbundkommission<sup>1</sup> nach China geschickt. Am 18. Dezember 1933 kam er in Shanghai an, seine Frau Käthe und seine Töchter Fanny (geb. 1920) und Renate folgten ihm nach. Die ersten Monate verbrachte er im Zolldienst.

### Impressionen auf der Reise von Shanghai nach Sian [alter Name Tschangan, heute Xi'an]

Im April 1934 mußte ich meine Arbeit beim Zoll unterbrechen und eine Kommission, die unter Führung von T. V. Soong<sup>2</sup> eine Inspektionsreise in die nordwestlichen Provinzen unternehmen sollte, begleiten. T. V. Soong hatte seine body guard dabei,

die aus fünfzig chinesischen Offizieren und Soldaten bestand. Unter den Europäern befanden sich Dr. Stampar, der bekannte jugoslawische Arzt und Völkerbundfachmann,<sup>3</sup> zwei Engländer, nämlich



Quelle: StuDeO-Fotothek L0016

der Landwirtschaftsfachmann Mr. Windt aus Oxford und Mr. Blewett von den Imperial Chemical Works, sowie Klepper<sup>4</sup> und ich. Außerdem kamen mehrere Dolmetscher, Schreiber, Sekretäre und Köche mit, auch eine Feldküche für die Mannschaft – und eine große Kiste französischen Cognacs, die T. V. Soong hauptsächlich mit seinen chinesischen Gastgebern im Nordwesten geleert

<sup>1</sup> Der Völkerbund (1920-1946), eine zwischenstaatliche Organisation mit Sitz in Genf, wurde nach dem Ersten Weltkrieg gegründet, um die internationale Kooperation zu fördern, in Konfliktfällen zu vermitteln und die Einhaltung von Friedensverträgen zu überwachen. Doch konnte er dieses Ziel nicht erreichen. Die Weimarer Republik wurde 1926 Mitglied, das „Dritte Reich“ erklärte im Oktober 1933 wieder seinen Austritt. Als faktische Nachfolgeorganisation wurden 1945 die Vereinten Nationen gegründet, der Völkerbund löste sich daraufhin selbst auf. (Wikipedia)

<sup>2</sup> T. V. Soong, ein Schwager von Chiang Kai-shek, war damals Finanzminister (s.a. Anm 11).

<sup>3</sup> Dr. Andrija Stampar (1888-1958) war bis 1930 Direktor des Gesundheitsministeriums in Belgrad. Danach arbeitete er auf diesem Gebiet für den Völkerbund und in dessen Auftrag von 1933 bis 1936 beim Aufbau des Gesundheitssystems in China. Stampar war 1948 einer der Gründer der internationalen Gesundheitsorganisation WHO. (Wikipedia)

<sup>4</sup> Der frühere preußische Finanzminister Otto Klepper (1888-1957) wurde am 20. Juli 1932 durch einen Staatsstreich, dem sog. Preußenschlag, aus dem Amt gejagt. „Kurz nach dem Reichstagsbrand und angesichts der Verfolgung aller Demokraten [durch die Nationalsozialisten] floh Klepper im Februar 1933 in die Finnische Botschaft Berlin. Danach ging er über Finnland nach China ins Exil, wo er bis 1935 als Regierungsberater in der Finanzverwaltung tätig war.“ (Wikipedia)

hat. Im Speisewagen wurde chinesisch und europäisch serviert.

Die Fahrt nach Sian dauerte ungefähr zwei Tage und drei Nächte. Von Shanghai bis Nanking benutzten wir den regulären Schlafwagenzug. In Nanking stand für uns ein kleiner Sonderzug bereit, [der uns nach Norden brachte]. In Kaifeng kamen wir an den Gelben Fluß [Hoangho/Huang He], den wir nun nach Westen bis an die Flußbiegung [nach Norden] bei Tungkwan [Dongguan] entlangfuhren. [...]

Der Gelbe Fluß ist im Unterschied zum Yangtse sehr schwer schiffbar wegen der Barren [Sedimentriffe], die sich überall im Flußbett befinden, und wegen des außerordentlich wechselnden Gefälles. Nur kleine Dschunken und Flöße kommen zum Einsatz. In Tungkwan besichtigte ich solche Flöße: Sie bestanden aus Schweinshäuten, die mit Wolle ausgestopft und deren Nähte durch Wachs wasserdicht gemacht werden. Die Versteifung bestand aus Bambusstäben.

Das ganze Tal sieht gelb aus. Es ist der gelbe Löß, der sehr fruchtbar ist, wenn Wasser vorhanden ist. In der Nähe des Flusses, soweit man durch Schöpfräder und andere Bewässerungsvorrichtungen das Flußwasser nutzen kann, sieht man gut bestellte Felder – man sah schon das Grün der Gemüse- und Weizenfelder und manchmal auch der jungen Maisfelder. Die Felder werden mit unglaublichem Fleiß bearbeitet, fast so, wie ein Gärtner seltene Blumen zieht und pflegt. Jede Pflanze wird sorgfältig gedüngt, gehäufelt und von Unkraut befreit. Wegen der Nachtfroste waren manche Felder noch mit Stroh- und Bambusmatten bedeckt. Wo nicht regelmäßig Wasser hinkommt, ist der Boden entweder bei Regen ein zäher Brei oder bei Trockenheit eine gelbe Staubwüste. Als wir hindurchfuhren, war es sehr trocken und tagsüber heiß. Der Staub kam durch die Ritzen der geschlossenen Waggonfenster. Er knirschte uns zwischen den Zähnen. Überall hinein dringt dieser Sandstaub, in jeden Winkel des Gepäcks.

In Tungkwan ist das rechte Ufer des Gelben Flusses mehrere hundert Fuß hoch und fällt senkrecht ab. In dieser Steilwand befinden sich ganze Galerien von Wohnhöhlen, die mit großen Messern aus dem Löß herausgeschnitten sind und Tür- und Fensteröffnungen haben.

Die Bahn zwischen Tungkwan und Sian war damals gerade im Bau. Wir fuhren bis Sian in Autos (86 Meilen). Die Fahrt geht durch viele tiefeingeschnittene Hohlwege. Man fährt ständig durch eine undurchsichtige gelbe Staubwolke. Unsere Chauffeure mußten ganz langsam fahren, um ohne Unfall durch das Gewimmel von Schubkarren, Lastträgern und Maultieren durchzukommen. Die Schubkarren machen ein durchdringendes quietschendes Geräusch. Auf meine Frage, warum man die Karren nicht schmiere, antwortete man mir, daß man das Geräusch gerade haben wolle, es vertreibe die bösen Geister.



Prof. Günther Huwer auf Floß aus Schweinshäuten 1947  
Quelle: StuDeO-Fotothek P5780



Eine Reisegruppe unterwegs nach Sian 1933  
Quelle: Walter Bosshard: China brennt, Abb. 74

### Ausbeutung der Bevölkerung durch Steuer-

### wucher

Sian ist heute Hauptstadt der Provinz Shensi [Shaanxi]. In früherer Zeit war es wiederholt Kaiserstadt des chinesischen Reichs. Sian ist, ähnlich wie Nanking, von einer riesigen Mauer mit Zinnen und Wachtürmen umgeben, gewölbte Tore führen in die Stadt. Wir wurden in einem der Regierungsgebäude neben der Residenz des Gouverneurs untergebracht. In demselben Gebäude befand sich übrigens Weihnachten 1936 Chiang Kai-shek während des sogenannten Sian-Zwischenfalls.<sup>5</sup> Diese Häuser lagen in einem großen, von einer hohen

<sup>5</sup> Xi'an Zwischenfall: Chiang Kai-shek wurde auf einer Inspektionsreise vom dortigen Oberkommandierenden Zhang Xueliang am 12. Dezember 1936 festgesetzt, um ihn zu zwingen, mit den bisher bekämpften chinesischen Kommunisten eine nationale Einheitsfront gegenüber den japanischen Aggressoren zu bilden. Als er schließlich versprach, wurde er nach zehn Tagen wieder freigelassen. Vgl. auch: Chiang Kai-shek und Chiang Soong May-ling: Gefangen in Sian (1938).

Mauer umgebenen Park, der von Soldaten streng bewacht wurde. Für uns Fremde wurde eine besondere Leibwache unter Führung eines Offiziers abkommandiert. Ob diese uns nie aus den Augen lassende Leibwache zu unserem Schutz oder zu unserer Kontrolle angeordnet war, entzog sich meiner Beurteilung.

In Sian sollten wir das Budget der Provinz studieren, um Verbesserungsvorschläge machen zu können. Sie war schlecht verwaltet, insbesondere waren die Art der Steuern und die Weise ihrer Eintreibung überaus „volksfeindlich“. Nicht nur waren die Steuern für viele Jahre im Voraus erhoben worden, die Regierung hatte auch die Steuern an Pächter weitergegeben, denen sie die Eintreibung überließ. Der Steuerpächter war meistens der Dorfwucherer. Die meisten Zwergbauern saßen schon längst nicht mehr auf ihrem eigenen Land, obwohl sie es bebauten. Der Boden gehörte dem Steuerpächter, dem sie einen großen Teil der Ernte abliefern mußten. Die ganze Entwicklung dieser Agrarprovinz wurde aufgehalten durch Besteuerung des Zugviehs und des Warenverkehrs von einem Dorf ins andere. Außerdem wurden die unmöglichsten Anlässe benutzt, um Steuern aus der ärmlichen Bevölkerung zu pressen: Es gab sogar Steuern aus Hochzeiten und Begräbnissen. Wir stießen hier auch auf eine Opiumsteuer, die außerordentlich ergiebig war. Auf unser Vorhalten, daß dies nicht mit den Anordnungen der Zentralregierung übereinstimme, wurde uns entgegnet, daß man dabei sei, diese Steuer allmählich abzubauen; vorderhand könne man sie aber angesichts der finanziellen Notlage nicht entbehren.

Um die Trockenheit mit all ihren Folgen wie Staubstürmen, Wanderdünen und Bodenerosion zu bekämpfen, hatte man ein Aufforstungsprogramm ausgearbeitet und zu dessen Durchführung sogar einen ausländischen Sachverständigen angestellt. Dieser klagte mir bitter sein Leid darüber, daß die Bevölkerung so arm sei, daß sie jeden Baum, und sei er nur fingerdick, abhacke, um ihn zu verbrennen. Wenn man nicht neben jeden Baum einen Soldaten stelle, sei er am Morgen nicht mehr da. Wälder habe ich in ganz China nur in der Nähe von Klöstern und Tempeln,

in sogenannten heiligen Bezirken, gesehen, dort, wo weder Mensch noch Tier beschädigt werden darf.

### **Kurzer Aufenthalt in Tungkwan [Dongguan]**

Nach etwa zehn Tagen flog T. V. Soong weiter nach Norden. Klepper, Stampar und ich traten die Rückreise nach Shanghai an, zunächst im Auto bis Tungkwan, wo wir den Expreß nach Kaifeng erreichen wollten, der zweimal wöchentlich fuhr. Wir hatten uns um einen Tag verrechnet [...] fanden den Bahnhof wie ausgestorben. Unsere Leibwache, die den Auftrag hatte, uns in den Zug abzuliefern, fing ein großes „wallah-wallah“<sup>6</sup> mit den Umstehenden an, und bald scharte sich eine große Menge von Leuten um uns. Was immer hin- und hergeredet wurde, konnte uns allerdings niemand klar machen, da wir kein Chinesisch verstanden. [...] Nach etwa zehn Minuten traten die Leute auseinander, es entstand eine Gasse, durch die zwei „foreigners“ [Ausländer] auf uns zukamen, die sich als Rev. Drake und Rev. Payne von der English Baptist Mission vorstellten. Mit ihnen kam atemlos ein etwa zwölfjähriger Junge, dünn, barfuß, mit einem listigen Gesicht unter dem schwarzen Haardach. Einer der Missionare fragte, ob er uns helfen könne.



Quelle: Carl Bürger: *China Diary* (2006), S. 56

Ich sagte ihm, daß er das leicht könne, aber wie er von uns wisse? Da schob er den Bengel vor und sagte, der sei angerannt gekommen und habe sie geholt. Endlich bekam der Kleine nun sein „cumshaw“, einen Dollar, von mir. Er stürzte davon und hinter ihm her wie die Raben eine Meute anderer halbwüchsiger Jungen und Mädchen [...]. Wir verbrachten die Zeit bis zur Abfahrt des Zuges am nächsten Mittag mit den Missionaren, die uns auch die Stadt zeigten.

Tungkwan ist eine Stadt von etwa 200.000 Einwohnern und ungefähr 25.000 Hütten. Um den Bahnhof, der wie ein besserer Schuppen aussieht, standen einige ansehnlichere „Gebäude“ aus gestampftem Lehm.

Die breite Hauptstraße war sandig und ausgefahren, im übrigen Richtung Hafen das übliche Gewirr von Gassen und Gäßchen, teilweise so schmal, daß sich zwei Rikschas gerade ausweichen konnten. Wir besuchten den offenen Markt, auf dem Schweine, Hühner und Gemüse, Flechtwaren aller Art, Fische, Häute und Felle sowie Wolle feilgeboten werden. Tungkwan ist der Umschlagplatz für

<sup>6</sup> Ein damals unter den Ausländern in Shanghai üblicher Ausdruck für lebhaftes Gerede.

die Produkte, die aus Suiyuan und Ninghsia<sup>7</sup> im Norden kommen. Der größte Teil der Waren wird auf Flößen hergebracht. Der Hafen wimmelt von Flößen und flachgehenden Dschunken.

### **Verwunderung über chinesische Verhaltensweisen**

Es kamen gerade einige Dschunken an, die bis zum Überlaufen voll von quiekenden Schweinen waren, kleinen, schmalen, schwarzen Schweinen mit spitzen Rüsseln und herausstehendem Rückgrat, die unter großem Gelärme ausgeladen wurden. Die Missionare erzählten uns, daß ein solches Boot neulich gekentert sei. Von allen Seiten seien die Sampans herbeigeschossen und hätten die Schweine aus dem Wasser gefischt. Um die beiden Bootsleute, die auch ins Wasser gefallen seien, habe sich aber niemand gekümmert, und während die Schweine vollzählig gerettet worden seien, seien die beiden Männer ertrunken. In China ertrinken jährlich unendlich viele Menschen, weil die Chinesen, auch wenn sie am Wasser leben und auch wenn sie berufsmäßig mit dem Wasser zu tun haben, nur ganz selten schwimmen können. Ich habe in späteren Jahren im Hafen von Shanghai und in Chungking mehrere große Bootsunglücke gesehen, bei denen viele Leute ertranken, die mit Leichtigkeit zu retten gewesen wären, wenn sie sich nur ein paar Minuten über Wasser hätten halten können. Die Missionare in Tungkwan erzählten mir auch von einer anderen merkwürdigen Verhaltensweise der chinesischen Bevölkerung, die mir später verschiedentlich bestätigt wurde: Der Chinese rettet ungern Menschenleben aus Todesgefahr, besonders nicht bei Selbstmord, weil sonst der Retter dem Geretteten gegenüber in eine moralische Verpflichtung zum Unterhalt gerät, da er sich in den Lauf der Vorsehung eingemischt hat. Die Aufklärung der Missionare und auch die Erziehung durch das New Life Movement<sup>8</sup> haben allerdings manches getan, um den Geist der gegenseitigen Hilfsbereitschaft, der sich sonst in China, z.B. im Kriege bei der Verwundetenfürsorge und der Hilfsbereitschaft bei Luftangriffen, so hervorragend betätigt, auch auf diesem Gebiet walten zu lassen.

---

<sup>7</sup> Suiyuan ist der Name einer ehemaligen Provinz in der heutigen Inneren Mongolei; Ninghsia (Ningxia) mit der Hauptstadt Yinchuan liegt nördlich der Provinz Shaanxi.

<sup>8</sup> Chiang Kai-shek, der Führer der Nationalen Volkspartei (Guomintang), hatte diese „Neues Leben-Bewegung“ (chin. Xinshenghuo yundong) am 19. Februar 1934 zusammen mit seiner Frau ins Leben gerufen, um eine kulturelle Reform auszulösen, die neokonfuzianische Sozialmoral wieder zu beleben und China unter einer zentralistisch gesteuerten Ideologie zu einen. (Wikipedia)

### **Gute Chinesischkenntnisse wären wichtig, aber...**

Wir fuhren dieselbe Strecke mit der Bahn zurück, die wir gekommen waren. Wir waren uns darüber im klaren, daß wir China noch nicht viel genützt hatten. Es war nicht unsere Schuld. Erstens war die Zeit sehr kurz gewesen, aber die Hauptschwierigkeit war, daß wir die Sprache nicht kannten. Wer in einem Land wirklich nutzbringend arbeiten will, muß sich mit den Menschen direkt und ohne Dolmetscher verständigen können. Der Dolmetscher ist ein Notbehelf.<sup>9</sup> [...] Die Missionare wissen genau, wie wichtig die Kenntnis der Sprache für ihr Handwerk ist. Jeder Missionar lernt zunächst zwei Jahre lang in einer besonderen Sprachenschule Chinesisch, und während dieser Zeit ist er von allen anderen Obliegenheiten freigestellt. Der englische Konsulardienst hat eine andere, aber auch sehr wirksame Methode: Jeder, der ein Examen in der Sprache des Landes, in dem er beschäftigt wird, besteht, bekommt eine Gehaltszulage. Gleich in den ersten Wochen hatte ich in Shanghai angefangen, bei einem Sprachlehrer Chinesisch zu lernen. Für die Regierungsberater wäre es unschätzbar, wenn man von ihnen die Kenntnis der chinesischen Sprache verlangte, wozu ihnen allerdings Zeit und Gelegenheit gegeben werden müßte. Ich habe jedoch festgestellt, daß die Chinesen es merkwürdigerweise gar nicht besonders gern sehen, wenn die bei ihnen arbeitenden Adviser [Berater] chinesische Sprachstudien betreiben. [...] Möglich, daß sich der Dolmetscher oder Compradore<sup>10</sup> in seinen Geschäftsbelangen bedroht fühlte. Mehr aber glaube ich, daß man z.B. Berater, die mit Regierungsgeschäften befaßt waren, in einer gewissen Distanz halten wollte. Wir sollten nicht jedes Aktenstück lesen können, nicht jedes Telefongespräch verstehen. Englisch, Französisch und besonders Russisch wurden außerordentlich geschätzt. Beim Zoll und bei der Polizei hätte ich ohne diese Sprachen gar nicht arbeiten können. Ich hätte mich weder mit

---

<sup>9</sup> In Peking gehörte es offenbar dazu, dass Neuankömmlinge zuerst etwas Chinesisch lernten. Der studierte Landwirt Paul Wilm (1900-2004) berichtet in „Damals, Teil IIa: 26 Chinajahre“, S. 27ff, dass ihn sein Onkel Alfred Eggeling 1924 als erstes bei der „North China Union Language School“ (ein Tochterunternehmen der „Yenching University“ in Peking) angemeldet hatte. Wilm bekam Einzelunterricht (siehe StuDeO-Info Dez. 2016). Auch mein Vater Ernst Jährling (Foto S. 49), der 1930 in der Pekinger Filiale von Carlowitz & Co. als Technischer Kaufmann anfang, erzählte, dass er anfangs Einzelunterricht zum Erlernen der chinesischen Sprache erhalten habe.

<sup>10</sup> Ein chinesischer Agent/Vermittler für ausländische Firmen.

Frau Chiang Kai-shek, H. H. Kung, T. V. Soong<sup>11</sup> oder W. H. Donald, Rewi Alley und Evans Carlson<sup>12</sup> noch mit anderen wichtigen Persönlichkeiten unterhalten können. Nach der Abreise der deutschen Militärmission im Sommer 1938<sup>13</sup> und der Zunahme des russischen Einflusses im Chinesischen Hauptquartier wurden auch meine russischen Sprachkenntnisse sehr geschätzt.

### **Diskussion über die Nazi-Bewegung**

Ich selbst mußte bei unserer Reise nach Sian für unsere kleine Gruppe mehrfach als Dolmetscher fungieren. T. V. Soong, der an europäischen Fragen sehr interessiert war und sich besonders für Chinas Mitarbeit im Völkerbund einsetzte, hatte hier das erste Mal Gelegenheit, sich auf dieser Reise mit vor kurzem aus Europa angekommenen Beratern zu unterhalten. Ich erinnere mich, daß T. V. Soong, Klepper und ich auf der Hinreise zwischen Kaifeng und Tungkwan viele Stunden in Soongs Abteil saßen und die Nazi-Bewegung in Deutschland diskutierten. Soong war besonders an der Frage interessiert: Was wird die künftige Politik der Nazis sein; wie weit wird der Umsturz die europäische und die Weltlage beeinflussen; welche politischen Mittel hat Hitler sich durchzusetzen; angenommen, er scheitert, würden außen- oder innenpolitische Schwierigkeiten der Grund dafür sein? Klepper als Wirtschaftsfachmann meinte, Hitler werde an inneren Schwierigkeiten zugrunde gehen. [...] Meine Theorie war, daß der Zusammenbruch nicht von innen allein kommen werde. Es müsse eine militärische Niederlage dazukommen. [...] So standen sich Kleppers und meine Ansicht gegenüber. Soong hörte uns mit großer Aufmerksamkeit zu und schien dem erfahreneren Klepper, seinem Minister und Fachkollegen, recht zu geben.

---

<sup>11</sup> H. H. Kung, der größte Bankier Chinas, war mit der Soong-Schwester Ailing verheiratet, vgl. Emily Hahn: Chinas drei große Schwestern (1941). Von den Schwestern Soong, die die Ehefrauen der mächtigsten Männer Chinas waren, hieß es: „Eine liebte das Geld [*Ailing, Frau Kung*], eine liebte das Land [*Qingling, sie war mit dem Republikgründer Sun Yat-sen verheiratet*], eine liebte die Macht [*Meiling, Frau Chiang Kai-shek*].“ Sie waren die Töchter von Charlie Soong, der mit Geld- und Verlagsgeschäften viel Geld gemacht hatte. T. V. Soong war einer seiner Söhne.

<sup>12</sup> William Henry Donald (1875-1946), “the Donald of China”, war ein einflussreicher australischer Journalist, ab 1911 in China; der Neuseeländer Rewi Alley (1897-1987) war Schriftsteller, Pädagoge und kommunistischer Aktivist; Evans Carlson (1896-1947) war ein hoher amerikanischer Marineoffizier und wirkte in den 1930er Jahren bis 1938 in China. (Wikipedia)

<sup>13</sup> Vgl. Bernd Martin (Hrsg.): Die deutsche Berater-schaft in China 1927-1938 (1981).

### **Hoffnungslosigkeit bei den Emigranten nach Hitlers Blutbad unter seinen Gegnern („Röhm-Putsch“)**

Wenige Wochen später trafen in China die ersten Nachrichten von dem Blutbad am 30. Juni [1934] ein: „SA gegen Reichswehr. Stabschef Röhm [und andere] erschossen. Reichswehr erklärt Belagerungszustand.“ Man wurde überhaupt nicht klug daraus. Man spekulierte, daß Reichswehr und Industrie gegen die radikalen Elemente in der NSDAP vorgegangen seien, und zwar dachte man, auch gegen Hitler. Es herrschte eine ungeheure Aufregung in Shanghai, nicht nur unter den Emigranten, sondern vor allem auch in den diplomatischen und Handelskreisen. Die Konsulate und die Presse riefen uns um Auskunft an. Das Telefon stand nicht still und die Türklinke wurde nicht kalt. In den Emigrantenkreisen wurde bereits lebhaft die Rückkehr nach Deutschland besprochen.

Die Gerüchtepanik, das fieberhafte geistige Kofferpacken, der ganze Rausch dauerte jedoch nur zwei Tage. Mit dem Empfang vollständiger Nachrichten<sup>14</sup> setzte eine fürchterliche Ernüchterung ein. Hitler hatte den Himmel seiner Macht so blutig rot gefärbt, daß es die ganze Welt schauernd sehen konnte. Die „Nacht der langen Messer“ hatte in den eigenen Reihen gewütet und die Welt sah plötzlich mit Entsetzen, in welchem Zustand totaler Rechtlosigkeit Deutschland gesunken war. Die paar hundert Emigranten in Shanghai waren bestürzt. Jetzt verloren viele die Hoffnung. [...] Plötzlich war Hitler der Mann, mit dem die ganze Welt verhandeln würde, dem Anleihen gewährt, dem die Kolonien zurückgegeben würden. Man fühlte, daß man hoffnungslos gegen diesen „Übermenschen“ verloren hatte.

In Kaufmannskreisen allerdings mehrten sich hoffnungsvolle Stimmen, daß er Deutschland groß machen und dem deutschen Handels- und Unternehmungsgeist den gebührenden Platz in der Welt verschaffen würde.

---

<sup>14</sup> Der sog. Röhm-Putsch: Die SS (Schutzstaffel) hatte Gerüchte über angebliche Putschpläne der SA-Führung geschürt. Angeblich wollte der Stabschef der SA, Ernst Röhm, die SA durch Integration der Reichswehr zu einem eigenen Machtfaktor ausbauen. Hitler nahm die Gerüchte zum Anlass, die gesamte oberste SA-Führung und zahlreiche alte Widersacher (u.a. den letzten Reichskanzler der Weimarer Republik, Kurt von Schleicher) am 30. Juni 1934 zu verhaften und ohne Gerichtsverhandlung ermorden zu lassen, wobei er die SS und die Gestapo (Geheime Staatspolizei) einsetzte. 90 Morde sind nachgewiesen, doch rechnet man mit 150-200 Opfern. (Wikipedia)

# Erich Wilberg und „Die Dschunke“

Zusammengestellt von Renate Jährling

## Benutzte Quellen:

Michael Wilberg: Informationen über meinen Vater Erich Wilberg 1895-1949 (StuDeO-Archiv \*3353).

Hartwig Gebhardt: Mir fehlt eben ein anständiger Beruf. Leben und Arbeit des Auslandskorrespondenten Hans Tröbst (1891-1939), S. 96f, 100-102, 200, 306.

Hartmut Walravens: Vincenz Hundhausen (1878-1955). Das Pekinger Umfeld und die Literaturzeitschrift „Die Dschunke“. – Darin zu Wilberg und seinen Schriften S. 11-50 und S. 103-203 (Inhalt und Personenregister von „Die Dschunke“).

Ce Shaozhen: Flaneur im alten Peking (1987), S. 225f.

Über seine Familie und seine Kindheit ist wenig bekannt. Erich Wilberg wurde als Sohn eines Generaloberarztes 1895 in Hamburg geboren. Nach dem Ersten Weltkrieg, an dem er als Freiwilliger teilgenommen hatte, studierte er Geschichte, Sprachwissenschaften, Literatur und Volkswirtschaft. Infolge der verheerenden Inflation im Jahr 1923 musste er sein Studium abbrechen und wandte sich dem Journalismus zu. Er volontierte an der Weser-Zeitung in Bremen, einer liberalen Tageszeitung, an der er von 1929 an Ressortleiter für „Ostpolitik und Übersee“ war, bis sie im Zuge der Gleichschaltung am 1. Oktober 1934 mit den Bremer Nachrichten fusionierte, die sich bereits an die NS-Zeit angepasst hatte.



Die Arbeitslosigkeit vor Augen lernte Wilberg den Auslandskorrespondenten Hans Tröbst (geb. 1891 Weimar – gest. 1939 Dairen) kennen, was seinen beruflichen Werdegang entscheidend be-

einflusste. „In ihren politischen Ansichten sind sie sich nahe: Sie sind entschieden rechts eingestellt, ohne Nationalsozialisten zu sein.“ Tröbst und Wilberg teilten die Meinung über das „Dritte Reich“. Für Wilberg bedeutete Hitler Krieg und Tröbst äußerte sich nach der sog. Röhm-Affäre in seinem Tagebuch im Sommer 1934 so: „Wir werden von einer Horde von Verbrechern, Dummköpfen, Irrsinnigen und Größenwahnsinnigen regiert.“

Die beiden beschlossen, ihren Wirkungsbereich möglichst weit weg zu verlegen. In einem Brief vom 10.8.1934 an seine Frau Octaviana schrieb Tröbst über Wilberg: „Er ist ein ungeheuer solider und ernst veranlagter Mensch und ich denke, wir werden gut miteinander auskommen.“

## Korrespondent im Fernen Osten

Wilberg hatte schon immer ein ausgeprägtes Interesse an Kunst und Kultur Ostasiens. Er und Tröbst vereinbarten, ein gemeinsames journalistisches Unternehmen in der Mandschurei aufzubauen. Sie nannten ihre Nachrichtenagentur „Artikeldienst aus dem Fernen Osten“. Im Oktober 1934 nahmen sie die Transsibirische Eisenbahn und ließen sich in Harbin nieder, ihre Ehefrauen sollten mit den Kindern nachkommen (Wilbergs Tochter wurde 1933 geboren, sein Sohn Michael 1935). Aber es kam nicht dazu. Die Gesamtsituation im japanisch besetzten Harbin erwies sich für ihre Zwecke als ungünstig, das Hauptproblem war aber, dass sie keine Honorare aus Deutschland erhielten. Sie hatten die deutschen Devisenbestimmungen falsch eingeschätzt. Ab Mai 1935 bereiste Wilberg Japan und Korea und verfasste Reisebeschreibungen. Als er im Oktober nach Harbin zurückkehrte, war sein Partner nicht mehr da. Das gemeinsame Unternehmen war gescheitert, hauptsächlich an „beruflichen Unverträglichkeiten“. Aus Partnern wurden Konkurrenten. Wilberg verlegte seinen Wohnsitz nach Peking und arbeitete als freier Korrespondent für mehrere deutsche Zeitungen.

Zermürbt von finanziellen Sorgen kehrte er Anfang 1937 nach Bremen zurück und versuchte vergeblich, wieder als Journalist unterzukommen. In dieser Zeit, am 31. Mai 1937, wurde sein Schwiegervater Fritz Reineck (Stiefvater seiner Frau Ruth Wilberg), Chefredakteur der Bremer Nachrichten, wegen einer Stellungnahme gegen Hitlers Politik entlassen und bekam Berufs- und Aufenthaltsverbot in Bremen. Reineck zog sich in ein oberbayerisches Dorf am Chiemsee zurück, wo auch die Kinder von Ruth und Erich Wilberg aufwuchsen. Dort sah ihr kleiner Sohn Michael den Vater das einzige Mal in seinem Leben. Erich Wilberg kehrte 1938 nach Peking zurück, nachdem er sich einvernehmlich von seiner Frau getrennt hatte. Sie hielten jedoch weiterhin engen brieflichen Kontakt.

Er beschloss, von der Politik ganz Abschied zu nehmen, d.h. auf explizite politische Stellungnahmen zu verzichten. Sein Schwerpunkt lag fortan auf literarischen Arbeiten, beeinflusst von traditioneller chinesischer Schreib- und Denkweise. Er schrieb weiter für deutsche Zeitungen und für das Deutsche Nachrichtenbüro (DNB, die offizielle deutsche Presseagentur zur NS-Zeit), zunächst aus- hilfsweise in Peking, dann bis 1945 als Pendler in Nanking, der damaligen nationalchinesischen Haupt- stadt. Sein Hauptwohnsitz blieb jedoch Peking.

### Die Dschunke

Während des Krieges gab Erich Wilberg die schöngestige, einzige deutsche Literaturzeitschrift in Ostasien heraus, „Die Dschunke“, die von Vincenz Hundhausen (vgl. *StuDeO-INFO Juni 2019*, S. 33) in seiner „Pekinger Pappelinsel- Werkstatt“ gedruckt und finanziell mitgetragen wurde. Die kleinformatischen Hefte erschienen in 63 Ausgaben von April 1940 bis Juni 1945 mit Bei- trägen von 630 Autoren (StuDeO besitzt „Die Dschunke“ vollständig).



Erich Wilberg (1895-1949)  
Quelle: Walravens

Die gänzlich unpoliti- sche Zeitschrift sollte ein Gegengewicht bil- den gegen den politi- schen Wahnsinn in Deutschland. Ein Schwerpunkt lag auf der Lyrik. Wilberg be- vorzugte neben den klassischen chinesi- schen und japanischen Autoren deutsche, fran- zösische und italieni- sche Autoren vom Al- tertum bis zur Gegen- wart, wobei er aktuelle linke, vor allem gesell- schaftskritische Literatur ignorierte.

Walravens meint dazu (S. 103): „Dass viele ältere Texte nachgedruckt wurden, lag zum einen an Hundhausens Belesenheit und seiner umfassenden Bibliothek, zum andern aber auch am Mangel an sonstigen deutschsprachigen Publikationen.“

### Lebensende in Paomachang (Pao Ma Ch'ang)

Als es für Wilberg nach dem Krieg keine Ver- dienstmöglichkeiten mehr gab, zog er sich ganz auf sein kleines chinesisches Gut in Paomachang im Westen der Stadt nahe des Stadttors Xibianmen zurück und brachte sich und seine koreanische Le- bensgefährtin Ok-chù-ya (sprich Oksha) als Klein- bauer durch. Oksha starb im Spätsommer 1948 an Lungenschwindsucht. Wilberg verewigte sie litera- risch in „Koreanische Klänge“ (*StuDeO-Bibl. Nr.*

0140) und in der nicht fertiggestellten Gedicht- sammlung „Jadepferle“ (Walravens, S. 34-44).



Oksha und Frau Bertram (links) auf Wilbergs Bauernhof Paomachang, Shifangyuan 138

Als die kommunistische Volksarmee Peking bela- gerte, geriet Wilberg zwischen die Fronten (1948): „Die Roten zogen ihre Linien 2 km westlich, die Nationalen 1 km östlich [an der Stadtmauer]. Die Roten waren zwei Tage auf dem Hofe gewesen und hatten sich als gutauserüstete, wohldiszipli- nierte Truppe erwiesen, die sich einwandfrei be- nahm. Dann kam die andere Seite wieder, und die Bauernhöfe um mich und ich selber wurden Opfer schamlosester Beraubungen, die sich tagelang bis zur Bedrohung durch Niederschießen steigerten. [...] Heiligabend war der letzte, den ich im Hause verbrachte. Vier kleine rote Kerzen brannten auf einem Adventskranz von 12 bis 1 Uhr. Ich hatte etwas Reis gegessen, mir den Rest Kaffee aufge- brüht, eine langgehegte Flasche Jamaika-Rum entkorkt, rauchte meine Pfeife und hatte Zeit, so manches zu überdenken. Draußen schossen die Feldwachen; ab und zu wurden die Hunde durch das gehässige Klatschen der Querschläger und die Explosionen der Erdminen aufgeschreckt.“ Wilberg verließ sein Haus am 25. Dezember 1948 „mit einem Handkofferchen mit meinen Manu- skripten und persönlichen Erinnerungen gepackt in

der rechten, die Setter an der Leine in der linken der Stadt zu [...].“ Am nächsten Tag gelang es ihm durch Vermittlung eines höheren Offiziers im Hauptquartier der Nationalen wenigstens seine „Koffer und Kisten mit Kleidern, Wäsche, Bettzeug“ zu holen (vorstehend Zitate aus Wilbergs letztem Brief an Ruth vom 5.1.1949).

Bei dem Versuch, am 7. Januar 1949 noch einmal in sein Haus zurückzukehren, wurde Wilberg in einem Feuergefecht zwischen den Bürgerkriegsparteien erschossen. Der ihn begleitende und unverletzt gebliebene Michael Keon (1918-2006), australischer Korrespondent von United Press In-

ternational, hatte ihn zwar ängstlich auf den Schusswechsel in der Nähe hingewiesen, doch „Wilberg, der im Ersten Weltkrieg Kavallerie-Offizier gewesen war, grinste nur und sagte: Laß uns weitergehen. Es ist nicht der Aufregung wert.“ (Walravens, S. 13-15).

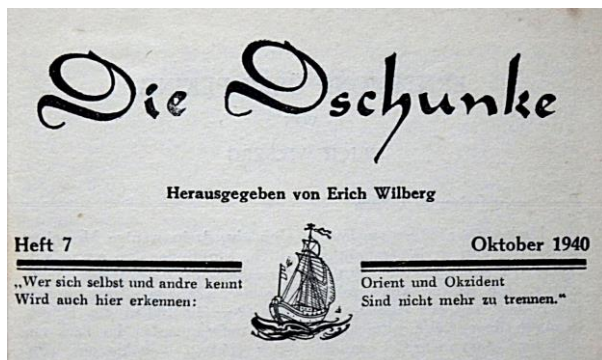
Erst vier Wochen danach konnte der Leichnam geborgen und begraben werden. Die in der Nähe wohnende Frau Bertram, die japanische Frau eines Deutschen, hatte sich dafür eingesetzt.

Die Nationalchinesen kapitulierten am 22. Januar und ließen die kommunistischen Truppen kampflos in die ummauerte Stadt einziehen.

## Erntemonat über Peking

Erich Wilberg

Quelle: Erich Wilberg (Hrsg.): Die Dschunke, Heft 7, Oktober 1940, S. 2-5 (StuDeO-Bibl. Nr. 0773).



### Pavillon auf dem Mei Shan („Kohlenhügel“)

[siehe Titelbild dieses Heftes]

Herbstgräser blühen am Hang des Hügels. Zur pavillongekrönten Spitze führen steinerne Stufen empor. Ein sanfter Wind streicht durch die Zweige der Weißkiefen. Schmetterlinge spielen miteinander und der Zikaden schrilles „mimi“ schwillt, verstummt und ertönt von neuem aus dem Geäst der Bäume. Lichtblau wölbt sich der Himmel über die langen Reihen der grauen Dächer. Die festen roten Mauern, die herrlichen Tore der Stadt. Die Sonne eilt den Westbergen zu, ihre Strahlen vergolden die Türme, Firste und Pavillons der „Verbotenen Stadt“. Das Gelb, Blau, Lila und Grün der Majolika-Dachziegel leuchtet bis in die letzten Formen und Linien. Stille Weiden träumen in den Höfen, sie gleichen den schmalen Schultern und schlanken Händen der schönen Frauen, die hier einstmalis leise sangen, während ihre Augen lange in das glühende Kohlenbecken blickten.

Dahin ist der Sommer, die Boote werden vom Teich, wo die Reiher fischten und die bunten Eis-

vögel brüteten, auf das Ufer gezogen und kieloben gelegt. Durch den abgeblühten und geernteten Lotus treiben hin und wieder noch Gondeln, darin wenige Menschen sitzen. Empfinden sie etwas von der Schönheit vergangener Tage, der beglückenden Kraft großer Kunst?

Zu Füßen des Hügels liegt tiefversponnen im Park ein alter Palast. Geschlossen sind die wuchtigen Tore. Gräser wehen lautlos auf den Dächern, deren tomatengelber Glanz unter dem Wuchs von Pflanzen und Sträuchern zu lila Flecken erlischt. Die marmornen Treppen und Terrassen sind dunkel geworden wie die Säulen der Pavillons unter dem beschattenden Grün uralter Bäume. Nur wenn die Sichel des Mondes die Nachtschatten bannt, erwacht der alten Melodien Melancholie.

Weißer Taubenschwärme kreisen über den niedrigen Häusern. Von der die weiträumige Stadt umschließenden Mauer sieht man nichts außer den gewaltigen Toren, so daß der Eindruck entsteht, als kenne die Macht der Bäume, Dächer und Pagoden keine Grenze in der Ebene bis an die im Westen und Norden ragenden Bergketten. Wie zart erscheint die scharfgezackte Kammlinie und wie weich die zerklüfteten Schluchten, aus denen weißliche Abendschleier sich über die Felder breiten, wallen und schweben, bis sie über die Zinnen der Stadtmauer greifen, die Kronen der Bäume zu umhüllen, sich dem bläulichen Rauch aus Schornsteinen zu vermählen. Zu Häupten, im langsam verblassenden Blau des Himmels, stehen Wolken, anzusehen wie stäubende Wasserfälle auf alten Bildern. Mild ist die Luft, es riecht nach Erde, Ernte und Herbst. – Feurig, mutig und stark stehen die

roten Säulen des Pavillons in der Abendsonne unter dem schweren tiefblauen Dach. Das Grün der Bäume wird in der Dämmerung schwarz. Krächzend fliegen Raben auf.

### Felder und Gräber bei Pao Ma Ch'ang<sup>1</sup>

Über Land zu gehen, wenn im Herbst die Früchte des Feldes eingebracht werden, ist wundervoll, zumal vor den Toren der Stadt, wo sich im fruchtbaren Löß die Dörfer zwischen alten Grabanlagen hinziehen. Die Sonne brennt auf die staubigen Wege. Noch steht der Raps draußen, die Süßen Kartoffeln [*Süßkartoffeln*] ranken sich wie Efeu über die Ackerfurchen und die weiten grünen Flächen der Erdnüsse harren der fleißigen Hände der Bauern. Gelbe Maiskolben hängen zum Trocknen in den Bäumen, während die Hirse schon auf der offenen Tenne geschwungen und in die Höhe geschleudert wird, damit das Korn sich trenne von den schützenden Hülsen. Der Kaoliang [„*hohes Getreide*“, eine Hirse-Art], der Reiter und Pferd zwischen den Halmen zu verbergen

vermag, steht zu Garben gesetzt. Auf dem nachbarlichen Feld mühen zwei Maultiere sich schon vor dem Pflug, junge kräftige Männer mit entblößtem, dunkelgebräuntem Leib schwingen blitzende Hacken und Kinder ziehen mit geöffneten Mündern Steinwalzen über die weiche Erde.

Unter schattenspendenden Rüstern sprudeln Drehbrunnen, von Eseln bedient, Wasser in die sorgfältig angelegten Kanäle, berieseln die Bohnen- und Gemüsegelder. Unermüdlich, Stunden um Stunden treiben die Tiere das Schöpfrad, hin und wieder vom Felde durch des Bauern Zuruf ermuntert, die Augen mit einem Sackfetzen verhängt. An der Kreuzung zweier mit Pappeln bestandener Wege liegt eine Schenke. Davor stehen Steintische und -bänke unter hochgeranktem, großblättrigem Flaschenkürbis. Seitwärts strebt die Rizinusstaude

<sup>1</sup> Ein Dorf westlich außerhalb Pekings, benannt nach einem Pferderennplatz (vgl. Rainer Kloubert: Peking. Verlorene Stadt, S. 130-132.). Hier hatten einige Ausländer ihre Sommerhäuser, auch der Verfasser, der dort bis zu seinem Tod am 7.1.1949 lebte (s. S. 20).

mit stachelbewehrten Fruchtkapseln in die Höhe und niedrige Feigenbäume breiten die Zweige und Blätter. Kameltreiber, Fuhrleute und Reisende ruhen bei einer Schale Tee und plaudern angesichts der Felder und Gräber.

In hochgetürmten Erdhügeln unter Räumen ruhen die Toten. Oftmals schließt eine Mauer die Anlage ein. Überdachte Tore und kleine Tempel verschönern die Stätten der Großen, die einstmals dem Sohn des Himmels nahestanden. Manche liegen allein unter Weißkiefern in dem grasüberwucherten Erdaufwurf, andere wollen ihre Frauen nicht misen. Oder aus dem mit einer grauen oder roten

Lehmhaube versehenen Grabhügel wächst ein Baum heraus und streckt seine Zweige wie Arme gen Himmel. Langnadelige Kiefern dämpfen das Licht um die Anlagen, so daß sie in erhabenem Schweigen ruhen. Außerhalb der roten Mauern oder immergrünen Hecken weiden Schafherden, und freundliche Frauen stehen vor dem Hause, das schwarze Haar sorgfältig zurückgestrichen. Ihre Kinder springen nackt unter den Bäumen und Bü-



Landschaft zwischen Peking und den Westbergen mit Gräberhainen (links) und bäuerlichen Gehöften

Quelle: Anna Schönleber: Zwischen Lotosblüten und Gobistaub (1955), neben S. 80 (StuDeO-Bibl. Nr. 0150)

schen mit jungen Ziegen umher. Im Garten blühen Georginen, roter Hahnenkamm und vielfarbige Astern. Des Granatapfels Früchte färben sich rot.

Unter mächtigen Ginkobäumen angesichts einer jahrhundertealten 17stöckigen Pagode hocken runzlige Frauen und stehen zierliche Mädchen umher. Sie plaudern mit den auf die Äcker ziehenden Männern und spielen mit den kleinen Geschwistern. Zwischendurch klettern sie – denn die Mädchen tragen weite Hosen – in das knorrige Geäst der Bäume. Feingliedrig, behend, mit klaren Gesichtszügen und schwermütigen Augen, erinnern sie an Gazellen. Prachtvoll ist der schwere schwarze Zopf. – Glücklicher Mensch, der dieser Bilder singende Linien und zarte Farben zu malen vermag unter dem Herbsthimmel, durch dessen lichtetes Blau hauchdünne Wolken wie Reiherstaffeln ziehen. Gegen Abend bewölkt sich der Horizont rötlich, gelb und lila. Elstern wippen von den Bäumen auf die Felder und Fledermäuse huschen um die Häuser über den Weg. Von der Stadtmauer ertönt das Blasen eines Horns in das dunkelnde Land.

### **Bergtempel von Pa Ta Ch'u**

*[Badachu, die „Acht Großen Plätze“ in den Westbergen, so genannt nach acht Tempelanlagen]*

Ostwärts schauen die zerfurchten Antlitze der Berge, an deren steinreichen Hängen flockige Schafe weiden, über deren gewundene steile Pfade buntgeschirrte Esel mit Menschen- oder Güterlast trippeln. Verwitterte Felsblöcke und ausgewaschene Baumwurzeln erzählen von den Unwetternächten des Wildbachs. Der Zikaden und Grillen Zirpen erfüllt die Luft, die so weich ist nach dem flutenden Regen, der am Tage zuvor die Straßen und Wege der Ebene in Ströme und Seen verwandelte. Vögel zwitschern in der Morgensonne, das Klopfen des Buntspechts erschallt vom Eichbaum. Hummeln summen über die roten, gelben, lila und weißen Bergastern, um Geranien, Dahlien und den rosafarbenen Oleander, der am Eingang zum „Tempel des tiefen Mitleids“ blüht.

Die Anlage ist in den Berg hineingebaut und zählt mehrere durch Steintreppen miteinander verbundene Höfe in verschiedenen Höhenlagen, in denen junger Bambus an sonnbestrahlter Mauer grünt, während die weihrauchduftenden Hallen, von stil-

len Mönchen gepflegt, im Schatten riesiger Weißkiefern sinnende Buddhas, vergoldete Lotusbäume und schimmernde Opfergefäße bergen, zu denen das geduldige Volk mit Gaben wallfahrtet.

Fern in der blauen Ebene liegt die Stadt. Durch die glänzenden Blätter der Pappeln und das härene Geäst der Silberbirken gleitet der Blick hinab auf die Türme und Pagoden. Ab und an unterbrechen Eselsschreie oder das Gackern der Hühner die morgendliche Stille, bis fröhliche Kinderstimmen erschallen. Die Erde ist noch feucht, die Maulbeerbäume riechen herb und die Kastanien werden bald braun sein. Tauperlen glitzern im Moos und Zitronenfalter leuchten im grünblauen Dunkel des Bergwaldes. – Noch sind die warmen, sonnigen Tage blühender Herbstgräser und reifender Früchte. In den Stunden des Mittags klingt der Sommer ab. Gegen Abend wird die Luft immer klarer, kündigt sie nicht schon den nahenden, nicht mehr allzu fernen Winter nach der Fülle des Herbstes? Dann werden wir zu Tal reiten, über die einsamen Felder in die warmen Quartiere der in langen, kalten Nächten erleuchteten Stadt.

## **Als Frau und Mutter im Zweiten Weltkrieg in Niederländisch-Indien und Shanghai 1. Teil: Vom 10. Mai bis September 1940**

**Ilse Drebing**

Quelle: Ilse Drebing: Meine Memoiren. Sie sind all' meinen Lieben gewidmet, 12 S. (StuDeO-Archiv \*0685).

Heinz Drebing (1908-1990) und seine Frau Ilse gen. Ische (1913-2012) lebten ab 1934 auf einer Tabakplantage der Deli Maatschappij (Gesellschaft) an der Ostküste von Nordsumatra unweit von Medan. Ihre vier Kinder wurden alle auf Sumatra geboren: Peter 1935, Claus 1936 (+2015), Heidi 1939 (+1988) und Dieter 1940 (+2000).

### **Die deutschen Männer werden interniert**

Wir schreiben das Jahr 1939. In Deutschland ist der Krieg ausgebrochen. Wir leben in dieser Zeit noch auf der herrlichen Insel Sumatra; damals noch im Besitz der Holländer. Wir, das ist unsere kleine Familie mit Peter, Claus und unserem Baby Heidi. Es liegt ein tiefer Frieden über der Insel. Wir alle konnten uns gar nicht vorstellen, daß es einmal anders werden könnte. Und wie schnell es anders werden würde, sollten wir am 10. Mai 1940 erleben.

Es war in der brütenden Mittagshitze, etwa gegen zwei Uhr. Pappi [Heinz Drebing] war gerade wieder hinaus in die Plantage gegangen, um seinen Kulis einige Anweisungen zu geben. Die Kinder

schliefen. Ich lag halbwach im Bett. Die Hitze war kaum zu ertragen, als plötzlich ein Motorengeräusch die Stille des Tages unterbrach. Ich hörte, wie jemand nach dem Boy rief. Dann fuhr der Wagen wieder fort, doch keine viertel Stunde später kam das Auto zurück. Man hatte Pappi aus der Plantage geholt und mit ihm kam der Holländer, der ihn internieren sollte. Die Deutschen waren im Morgengrauen in Rotterdam gelandet und hatten Holland besetzt.<sup>1</sup> Und dafür sollten wir büßen. Wie

<sup>1</sup> Die deutschen Truppen waren im Morgengrauen des 10. Mai 1940 ohne Kriegserklärung in das neutrale Holland einmarschiert. Die Bombardierung Rotterdams fand erst am 14. Mai statt, dabei wurde die Altstadt nahezu vollständig zerstört, über 800 Zivilisten kamen

oft ich diesen Satz von den Holländern gehört habe, kann ich nicht mehr zählen. Pappi kam hereingestürzt. Er hatte nur zehn Minuten Zeit, um ein paar Sachen zu packen. Ich war wie erstarrt, saß ich doch nun plötzlich mit meinen drei kleinen Kindern allein im Urwald. Heidi hatte hohes Fieber, unser Viertes sollte erst in vier Monaten zur Welt kommen. Mir liefen die hellen Tränen nur so über die Wangen, doch Pappi meinte: „Ich bin bestimmt in 3-4 Tagen wieder bei euch, dann ist alles vorbei.“ Doch in diesem Augenblick wußte ich genau, daß es Jahre dauern würde, bis wir uns wiedersehen würden.

Erst nach sieben langen Jahren sahen wir uns in Deutschland wieder. Der Vater lernte seinen Vierten erst mit 7 Jahren kennen. Doch ich will der Geschichte nicht vorgreifen. Pappi sagte mir noch, daß ich gleich am nächsten Tag nach Medan in die fünfzehn Kilometer entfernte Stadt fahren solle, um unser Geld von der Bank abzuheben. Unser Chauffeur Sastro brachte uns am folgenden Tag dorthin. Doch erst mußte ich mit Heidi zum Arzt, um zu sehen, was sie für eine Krankheit hatte. Der Arzt war Holländer. Ich wußte zwar, daß er nicht sehr deutschfreundlich war, aber was jetzt passierte, hätte ich nie für möglich gehalten.



*Einkaufsstraße in Medan*

Ahnungslos ging ich in sein Sprechzimmer, Heidi auf dem Arm, Peter und Claus warteten draußen mit der Kinderfrau im Auto. Der Arzt schloß hinter mir die Tür ab, kam auf mich zu, schrie wie wahnsinnig: „Für euch Deutsche ist eine Kugel viel zu schade.“ Heidi, so klein sie war, fing furchtbar an zu schreien. Da merkte ich erst, daß er wohl nicht mehr Herr seiner Sinne war. Er wollte mich würgen. In meiner Verzweiflung wollte ich aus dem Fenster springen, doch mit dem Baby auf dem Arm war das unmöglich. So ging ich immer ein wenig weiter rückwärts zur Tür. Im letzten Augenblick

bekam ich die Türklinke zu fassen, schloß auf und raste schreiend um unser Leben kämpfend durch das Krankenhaus. Der Arzt rannte wie eine Bestie hinter mir her. Da kamen auch schon ein paar Herren aus dem Büro gelaufen und hielten den Arzt fest. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht.

Die anderen beiden Kinder, die Kinderfrau und Sastro weinten mit mir. Sie konnten es nicht fassen, daß Weiße gegen Weiße so schlecht sein könnten. Als ich zur Bank kam, um unser Geld abzuheben, fragte mich der holländische Bankbeamte: „Sind Sie Deutsche?!“ „Ja.“ „Dann ist Ihr Konto gesperrt. Wir dürfen keinem Deutschen mehr Geld geben. Wir sind mit Deutschland im Krieg. Die deutschen Soldaten sind heute morgen in Holland eingefallen.“ Jetzt war alles aus!

### **Allein mit den Kindern auf der Plantage**

Nun muß man wissen, daß wir auf der Plantage nie viel Geld bei uns hatten. Man zahlte nur mit Scheck. Ob man nun ein Auto, Möbel, Stoffe oder Lebensmittel kaufte, alles wurde per Scheck bezahlt. Das hatten die Holländer eingeführt, da sie seit längerer Zeit Kolonialherren waren. Jetzt saß ich auch noch vollkommen ohne Geld da. Was sollte werden? In einem fremden Land, haßerfüllte Menschen um mich herum. Ich hoffte, daß man uns vielleicht nach Deutschland abschieben würde. So wollte ich wenigstens versuchen, warmes Zeug für die Kinder zu bekommen. Ich wußte da eine sehr nette britische Inderin, Frau Matani, die auf der Hauptstraße ein Geschäft hatte. Sie war rührend zu mir und sagte unter anderem: „Wenn einer der Deutschen lebend nach Europa kommen sollte, ist es viel. Sie werden einer furchtbar schweren Zeit entgegen gehen. Der Haß der Holländer ist unheimlich groß.“ Sie gab mir ein paar warme Sachen mit und nahm keinen Pfennig dafür, ich hatte ja auch nichts. Wie sollte ich nun weiterhin mein Personal bezahlen? Wie sollte es weitergehen?

Ich muß noch erwähnen, daß ich im Hospital von einem Krankenpfleger Medizin für Heidi bekam. Nach zwei Tagen war sie wieder gesund. Sie hatte einen grippalen Infekt gehabt. Man muß sich vorstellen, daß man ja sehr einsam wohnte. Jeden Morgen kam ein klappriger Eingeborenenbus, der Eis und Fleisch aus der Stadt brachte. Zwei Tage ging es noch gut, dann wurde nichts mehr geliefert. Was das in den Tropen bedeutet, kann man sich vorstellen, in einer Stunde [ohne Kühlung] ist alles verdorben. Die Holländer hatten strengstens untersagt, uns Deutschen zu helfen. Wer das dennoch tat, wurde sofort ins Gefängnis geworfen.

Hätte ich damals nicht die Eingeborenen gehabt, wären wir auf der Plantage verhungert. Die Holländer nahmen mir bis auf die Kinderfrau und den

---

ums Leben, rund 78.000 Menschen wurden obdachlos. Die niederländischen Streitkräfte kapitulierten daraufhin am 15. Mai 1940.

Boy sämtliches Personal weg. In den Tropen ist man ohne Bedienstete völlig verloren, denn es gibt ja kein Fließendwasser. Dafür hatten wir extra einen „tukan aier“, einen Wasserträger, der das Wasser aus dem Brunnen im Garten holte und ins Haus und Bad beförderte. Dieser Mann kam unter größter Gefahr abends, wenn es dunkel war, und machte seine Arbeit. Geld hatte ich wie gesagt nicht, so bezahlte ich die treuen Leute, die zu mir hielten, mit Sachen aus unserem Haus. Der Boy bekam den Grammophonkasten, der Babu [*Kinderfrau*] gab ich Kleider von mir und den Kindern. Dieser entsetzliche Zustand dauerte elf Tage an. Das kann zu einer Ewigkeit werden. Wir wußten immer noch nicht, was mit uns Frauen und Kindern passiert. Von unseren Männern hatten wir nichts mehr gehört. Wir wußten nicht, wo man sie hingeschleppt hatte. Ich hatte keinen Kontakt zu anderen deutschen Frauen. Nur durch die Eingeborenen erfuhr ich, daß einige [deutsche] Frauen Soldaten vor der Tür hätten. Sollten wir etwa auf die Idee kommen zu fliehen? Wohin? Rundherum nichts wie Wasser. Der Ozean.



*Junge Tabakpflanzung und Arbeit im Tabakfeld*  
Quelle: Claire Hake, Bildteil

Am zweiten Tag fuhr plötzlich ein Auto vor und wer steigt aus? Meine Freundin Ellen Hoffmann mit [ihrem Sohn] Jürgen. Hochbeladen war der Wagen mit allem, was sie nur mitschleppen konnte. Ich war so froh, daß ich nun nicht mehr allein

sein mußte. Doch hatte es für Ellen schwere Folgen. Am nächsten Tag holte die Polizei sie zu einem Verhör im nächsten Dorf ab. Als sie aber Gott sei Dank nach ein paar Stunden wieder zurückkam, hörte ich mit Entsetzen, daß sie fast verhaftet worden wäre, weil sie ihr Haus verlassen hatte. Es war strengstens verboten, was wir natürlich nicht wußten. Nachdem wir nun wirklich nichts mehr zu essen hatten, überlegte ich mir, daß es am besten wäre, ein paar Möbel zu verkaufen, was mir später beinahe das Gefängnis auf Java eingebracht hätte. Doch davon später.

Es wurde sehr schnell bei den Eingeborenen bekannt, daß da etwas verkauft werden sollte. Aber ich traute meinen Augen nicht, als mein Haus in ein paar Minuten voll mit Batakern war [*die Eingeborenen in Nordsumatra*]. Das ist ein Bergvolk, ein eigenartiges Volk. Ich war der Verzweiflung nahe, denn wir waren ja Freiwild, hatten keinen Schutz. Da tat Ellen Hoffmann das einzig Richtige. Sie schrie aus vollem Hals: „Piki la“. Das heißt so viel wie „Raus mit euch“ auf Malaiisch. Und Gott sei Dank waren sie so schnell raus, wie sie gekommen waren.

Nach elf Tagen, inzwischen hatten die Holländer jeden Tag mit Ochsenkarren unsere Möbel fortgenommen, lagen wir mit den Kindern auf der Erde, bedeckt mit einem Moskitonetz. Zwei Löffel hatte man uns gnädigst gelassen. So aßen wir nacheinander, was wir eben noch so an Eßbarem fanden.

### **Im Sammellager in Medan**

Am elften Tag holte uns ein Holländer ab. Bis dahin war er unser bester Freund gewesen. Er sagte keinen Ton. In diesem Augenblick dachte ich nur, ist es denn möglich, daß man sich so in Menschen täuschen kann??? Daß sie sich so plötzlich verändern? Aber dann zog er mich in das Moskitozimmer, nahm meine Hand und sagte: „Gott mit dir und deinen Kindern. Ihr werdet es sehr, sehr schwer haben und hoffentlich alles überstehen. Ihr kommt in ein Lager in die Berge.“ Er sagte noch: „Ich kann und darf nichts für euch tun, sonst kommen auch wir ins Gefängnis.“

Wir wurden in die Hauptstadt Medan gebracht, in eine große Halle, wo schon viele deutsche Frauen und Kinder untergebracht waren, die völlig erschöpft herumstanden. Glühende Hitze, bereits stundenlanges Warten. Babys schrien, größere Kinder hatten Durst und Hunger. Die Holländer ließen uns in unserem ganzen Elend stehen (wir Frauen mußten ja für Rotterdam büßen). Ein Wahnsinn, dieser Krieg, und scheinbar sind die Menschen immer noch nicht schlauer geworden. Man behandelte uns wie ein Stück Dreck. Dann wurden unsere sämtlichen Koffer aufgebrochen.

Aller Schmuck, Wertsachen, sogar der Winteranzug von Pappi und was dazu gehörte, wurden herausgenommen. Es war furchtbar. Plötzlich wurde mein Name ausgerufen und mir wurde eine große Bananenstaude von unserem Nandur (dem Aufpasser von Pappis Tabakplantage) gebracht. Sofort verteilte ich alle Bananen, da wurde es wesentlich ruhiger im Raum.

#### **Vier Monate im Lager Raja**

Gegen Abend kamen drei Eingeborenenautobusse, und wir wurden wie das liebe Vieh hineingetrieben. Man konnte kaum sitzen, da es ganz schmale harte Bänke waren. Die Autobusse hatten keine Federung und so ging es in die Berge. Kurven rechts, Kurven links. Es war eine einzige Strapaze. Nach sechs Stunden ununterbrochener Fahrt kamen wir endlich im Lager an [*in Raja bei Kabanjahe, 75 km von Medan entfernt*]. Die Kinder todmüde, hungrig, ausgetrocknet und wir Mütter nicht weniger erschöpft.

Tage vorher schon waren ein paar deutsche Frauen dort interniert worden. Man sah ganz einfache Holzbaracken, Stacheldraht und Wachtürme mit Eingeborenen, die uns von nun an bewachen sollten. Meine Schweizer Freundin Claire<sup>2</sup> wurde Lagerälteste. Sie tat in den folgenden Monaten viel für mich und die Kinder. Das Lager war ein einziger Jammer. Wir saßen mit über 150 Frauen und Kindern auf einem kleinen Fleckchen mit nur zwei „Toiletten“, wo man sich auch waschen mußte. Was sich da alles abspielte.

In dieser Zeit lernt man Menschen wirklich kennen. Wie oft hatten wir doch in guten Zeiten große Feste und Bälle im Medanhotel gefeiert. Alles glänzte nur so mit Licht und den schicksten Abendkleidern. Und was blieb uns hier? Die Schminke fiel ab, es blieb der nackte Mensch, der sich nun in einer traurigen, von ihm ungewollten Umgebung bewähren sollte. Da kam der wahre Charakter zutage. Im Großen und Ganzen haben wir aber wie eine große Familie zusammengehalten. Wir bekamen kaum etwas zu essen. Für die Babys gab es nur die fette Milch der Wasserbüffel. Ein Baby nach dem anderen wurde krank. Sie lagen apathisch, nur noch Haut und Knochen, in ihren Bettchen. Keine Medizin, kein Arzt, nur eine holländische Krankenschwester, die immer nur sagte: „Neemt Uw maar een Aspirintje.“ Nehmen Sie mal ein Aspirin. Viele Frauen wurden krank. Der Höhepunkt: Es brach Typhus aus. Es war uns nun völlig klar, daß wir „verrecken“ sollten. Die

holländische Schwester sagte immer nur: „In Holland haben die Menschen auch nichts zu essen und müssen unter den deutschen Soldaten leiden.“ In solchen Kriegszeiten ist es eben so, wer in die „Mühle“ hineinkommt, wird zermahlen. Peter und Claus bekamen ebenfalls Typhus; sie magerten immer mehr ab. Es war grauenhaft, das mit anzusehen und nicht helfen zu können. Auch wir Frauen wurden von Tag zu Tag schwächer. Die Fliegen und Moskitos setzten sich zu Scharen auf das kärgliche Essen. Es gab jeden Tag abwechselnd braune Bohnen mit ungeschältem Reis oder ungeschälten Reis mit schlechtem Spinat. Es gab kein Abwehrmittel dagegen. Sodann strich man unsere Räume noch mit schwarzem Teer an. Alles Zeug, was wir noch hatten, war voller Teerflecken. Wir wußten alle, daß wir dieses Leben nicht lange durchhalten könnten.

Als die Krankheit auf ihrem Höhepunkt war und wir fast alle schwer krank daniederlagen, kam plötzlich ein holländischer Arzt und wir wurden alle geimpft. Wir konnten es kaum fassen, doch dann erfuhren wir durch eine Nachricht der Eingeborenen von draußen, daß um Java und Sumatra deutsche U-Boote kreuzten und von unserem Elend hinter Stacheldraht gehört hatten. Die Babys bekamen wenigstens normale Milch, und ab und zu gab es auch mal drei Kartoffeln für werdende Mütter. Wir waren derer fünf Frauen. Ich sollte als erste mein Baby bekommen. Wo und wie ich es bekommen sollte, war mir noch ein Rätsel.

Eines Tages kamen ein paar Holländer vorgefahren. Ich wurde ins Büro gerufen und schwer verhört. Man stelle sich vor: Schon bald sollte mein Baby zur Welt kommen und nach all diesen Aufregungen und Anstrengungen auch das noch. Was wollte man von mir? Ich wurde gefragt, wie ich dazu käme, meinen Haushalt zum Teil an Eingeborene zu verschenken. Man hätte Razzien in den Eingeborenenendörfern durchgeführt und verschiedene Möbel von uns vorgefunden. Ich müsse damit rechnen, nach Java ins Gefängnis verschickt zu werden. Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und sagte nur: „Was sollte ich denn machen? Meine Kinder und ich hatten doch in diesen elf Tagen nichts zu essen; wir wären verhungert.“ Da stand plötzlich einer der Holländer auf, ich muß ihm wohl sehr leid getan haben, und sagte: „Meine Frau erwartet genau wie Sie ein Baby und wenn ich mir vorstelle, daß sie an Ihrer Stelle hier stehen würde, käme mir das Grauen. Wir glauben Ihnen. Ich werde Ihre Aussage zu Protokoll geben. Die Sache ist erledigt.“

#### **Im Lager Tarutung, Geburt meines vierten Kindes**

Nach vier Monaten, es war für uns die Hölle und eine Ewigkeit, kam der Zeitpunkt immer näher, an

<sup>2</sup> Claire Hake: Mein geteiltes Herz (2010), StuDeO-Bibl. Nr. 1305, S. 225, Kap. „Vertreibung aus dem Paradies“.

dem die Geburt bevorstand. Etwa vier Tage vor der Geburt wurde mir ein Privatauto mit drei bewaffneten Soldaten zur Verfügung gestellt. Ich durfte eine Betreuerin mitnehmen, für den Fall, daß unterwegs etwas passieren sollte. Wo wir hingeschleppt wurden, wußten wir nicht. Es hieß nur, es sei für uns irgendwo auf Sumatra ein Sammellager bereit. Wir waren schon so apathisch, daß uns bald alles egal war. Man glaubt nicht, wie schnell ein Mensch seelisch gebrochen werden kann.

Also ging die Reise los. Ich durfte Gott sei Dank meine drei Kinder mitnehmen. Wir fuhren quer durch Sumatra, denn wir waren ja an der Ostküste interniert worden, in Raja. Nun ging es nach Tarutung an der Westküste [66 km von der Hafenstadt Sibolga entfernt]. Die Tropensonne brannte, es gab nichts zu essen oder zu trinken. Ich konnte nicht mehr sitzen. Einmal durften wir das Auto verlassen, aber nur mit den Soldaten, die mit ihrem Bajonett im Rücken schwer bewaffnet waren. Gegen Abend landeten wir völlig erschöpft in dem Sammellager. Ich werde den Anblick nie vergessen, als uns Schwester Alwine, eine dicke gemütliche Missionsschwester, entgegenkam. Sie strahlte so viel Güte und Ruhe aus, daß ich in diesem Augenblick fast ein Gefühl der Geborgenheit hatte.

[Das Lager lag im Gelände der Rheinischen Mission in Tarutung. Diese Station besaß Schulen, ein Hospiz und ein Hospital, das Dr. med. Peter Johannsen von 1932 bis zu seiner Internierung 1940 leitete. Alwine Hamacher war Krankenschwester

(Quelle: *Deutsches Jahrbuch für Niederländisch-Indien 1935, S. 250f., s.a. StuDeO-INFO Dez. 2019, S. 35, Fußnote 4).*]

Sämtliche Missionsschwestern sowie viele deutsche Frauen und Kinder aus ganz Sumatra waren hierhergeholt und interniert worden. Man hatte für uns ein kärgliches Essen bereitet. Zum ersten Mal [seit der Internierung] sah ich lange Tische mit weißen Tischdecken. Bei näherem Hinsehen waren es natürlich nur Bettlaken, aber das war in diesem Augenblick sehr viel für uns. Hier sollte nun auch unser viertes Kind zur Welt kommen. Da ich die einzige mit vier Kindern war, bekam ich ein Zimmer für uns allein. Es lag direkt neben dem Büro, in welchem sich der holländische Lagerleiter aufhielt. Das ganze Lager war vor dem Krieg ein Pferdestall gewesen. Nun wurden unsere Frauen in den einzelnen Boxen untergebracht.

Unser Kommandant versuchte meine Not zu lindern, als am 15. September 1940 mittags gegen drei Uhr meine Wehen einsetzten. Es gab keinen Arzt in der Nähe. Gott sei Dank gab es keine Komplikationen. Nach ewigen Stunden kam unser Dieter zur Welt. Ich war natürlich überglücklich, alles doch noch einigermaßen überstanden zu haben.

P.S. „Meine Freundin Ische Drebing entband ihren Sohn Dieter unter tätiger Mithilfe von Schwester Alwine, Gudrun Eschenbach und mir.“ (Erinnerungen Claire Hake, Originalmanuskript).

## „Warum war denn nicht Frieden, wenn der so schön war?“

### Meine Kindheit in Japan, überschattet vom Zweiten Weltkrieg und seinen Folgen 1. Teil: Kinderspiele und Luftangriffe (1942 bis 1945)

Freya Eckhardt

Hinweis: Erstveröffentlichung unter dem Pseudonym Helene Lenz in der Publikation von Lieselotte Bieback-Diehl: *Geraubte Kindheit* (2014). – StuDeO-Archiv \*2871, leicht verändert.

#### „Ins Gedächtnis eingebrannt“ – Erste amerikanische Luftangriffe auf Japan

Es geschah am frühen Nachmittag des 18. April 1942. Erwartungsvoll saß ich nach dem Mittagschlaf in meinem Hochstuhl im Speisezimmer des Sommerhauses meiner Großmutter Sophie Selig in Chigasaki,<sup>1</sup> direkt am Meer an der Tokyo-Bucht



Das Haus in Chigasaki an der Tokyo-Bucht.  
Vom Balkon aus sah ich den „Doolittle Luftangriff“ 1942

<sup>1</sup> Ein beliebter Badeort südlich von Tokyo-Yokohama.

gelegen. Meine Mutter [*Rose Selig geb. Lenz*] und ich warteten auf das Essen, das uns die Amah bringen sollte. Just in dem Moment, als sich die Tür öffnete, erfüllte ein ungeheures Brausen und Dröhnen die Luft.

Entsetzt stellte die Amah das Tablett ab und machte sich davon. Meine Mutter riss mich aus dem Hochstuhl und rannte mit mir auf dem Arm, so schnell sie konnte, die Treppen rauf und dann raus auf den Balkon. Da erblickten wir sie dann, die vielen großen, grauen Flugzeuge, die den Lärm verursachten, während sie ganz niedrig, eins nach dem anderen, in Sichthöhe an uns vorbei über den Strand flogen! Vor Aufregung winkte ich wild mit den Armen, sah ich doch Männerköpfe in den Kanzeln mit großen Brillen und Lederkappen. Es dauerte nicht lange, dann war der Spuk vorüber. Man hörte wieder das Rauschen der Brandung, und die Frühlingssonne schien, als wäre nichts gewesen. Ich bekam mein Essen, und der Tag nahm seinen

gewohnten Gang. Aber der Krieg, der mein/unser Leben ab jetzt bestimmen sollte, hatte uns zum ersten Mal, auch wenn mir das damals natürlich noch nicht bewusst sein konnte, seine Fratze gezeigt. Auch meine Mutter ahnte zunächst nicht, was genau wir gesehen hatten. Aufgeregt berichtete sie meinem Vater [*Hans Selig*], als er nach Hause kam, die japanische Luftwaffe habe tolle Übungsflüge über dem Strand gemacht. Er wurde blaß. „Hast Du denn nicht gesehen, dass es amerikanische Bomber waren?“ Er hatte den Alarm auf der Fahrt von Tokyo nach Yokohama selbst erlebt. Der Zug war auf freier Strecke stehengeblieben; er und sein Freund hatten in der Ferne die Flak schießen hören, da waren sie vorsichtshalber aus dem Zug gesprungen und hatten sich in einem Bambushain versteckt. Im Nachhinein betrachtet etwas übervorsichtig, aber niemand wusste ja Genaueres. Es mag unwahrscheinlich klingen: Ich war damals gerade erst 22 Monate alt, aber dieses Erlebnis hat sich wie ein Videoclip in mein Gedächtnis eingebrannt. Dieser erste Luftangriff auf Japan ging als „Doolittle Raid“ in die Militärgeschichte des Zweiten Weltkriegs ein. Das war die erste Antwort auf den verheerenden Angriff der Japaner auf die Pazifikflotte der USA in Pearl Harbor am 7. Dezember 1941. Unter strengster Geheimhaltung waren sechzehn Bomber mit je fünf Mann Besatzung und mit jeweils vier 500 Pfund-Bomben bestückt unter dem Kommando von Oberstleutnant James H. Doolittle von dem Flugzeugträger „Hornet“ in der Nähe der Midway-Inseln gestartet. Sie verteilten sich über



*Chigasaki, Pfingsten 1942*



*Auf dem Arm meiner Amah Chizu-san, daneben die Köchin Kune-san*

Japan und bombardierten industrielle Ziele in Kobe, Osaka, Nagoya, Yokohama und vor allem in Tokyo. Die Schäden waren vergleichsweise gering. Dennoch waren etwa 50 Tote und 400 Verletzte zu beklagen bzw. zu behandeln. Eine Bombe war in Yokohama nahe dem Haus meiner Großmutter eingeschlagen und hatte eine Mädchenschule getroffen; sie brannte nieder. Auch hier gab es Tote und Verletzte. Die Bevölkerung und das Militär waren von diesem Angriff völlig überrascht; seit über 2.000 Jahren hatte kein Feind Japan angegriffen. Die Jagdflieger und die Flak reagierten hilflos, und die Amerikaner konnten ihren Auftrag erfüllen.

Die Bomber hatten auf dem Weg nach Japan den „point of no return“ passiert<sup>2</sup> und sollten nach China weiterfliegen, um dort dem chinesischen Militär übergeben zu werden. Wegen Treibstoffmangels klappte das nicht. Alle Besatzungen sprangen bei Regen im Dunkeln ab, als der Sprit verbraucht war. Von den achtzig Männern starben drei, acht ge-

rieten in japanische Gefangenschaft. Die übrigen wurden von Chinesen versteckt und der chinesischen Armee übergeben. Japan und China waren damals schon zehn Jahre lang im Krieg.<sup>3</sup>

Bekanntlich waren Deutschland und Japan damals Verbündete.<sup>4</sup> Deutschland hatte seine Eroberungen u.a. weit in den Osten vorangetrieben, während Japan zu diesem Zeitpunkt fast ganz Südostasien unter seine Herrschaft gebracht hatte. Sogar die Stadt

<sup>2</sup> Eine Rückkehr zum Flugzeugträger war ab hier wegen der geringen Restmenge an Treibstoff nicht mehr möglich.

<sup>3</sup> Offiziell gilt der „Zwischenfall an der Marco-Polo-Brücke“ bei Peking am 7. Juli 1937 als Beginn des Zweiten Chinesisch-Japanischen Krieges, doch Japan hatte bereits 1931/1932 die Mandchurei besetzt und Shanghai angegriffen.

<sup>4</sup> Seit dem Antikomintern-Pakt vom November 1936.

Darwin in Australien hatte schon einen Luftangriff der Japaner erlebt.<sup>5</sup> Jetzt kamen die Amerikaner voran. Schon sechs Wochen nach dem „Doolittle-Raid“, am 4. Juni 1942, kam es zur Schlacht bei den Midway-Inseln, die heute als Wendepunkt des Pazifikkriegs gilt. Langsam, aber sicher kämpften sich die Amerikaner nun in Richtung Japan voran. Zunächst ging das Leben für mich in Chigasaki wie gewohnt weiter, betreut von Eltern und Kinder mädchen. Spielen konnte ich mit japanischen Mädchen, die gern zu uns in den schönen Garten kamen, wo es Sandkiste, Schaukel und Rutschbahn gab. Neben meiner Muttersprache lernte ich dabei auch rasch Japanisch. Es waren in etwa noch zwei wunderschöne unbeschwerte Jahre.

### **„Wenn die auf unser Haus fallen, brennen wir.“ – Der Krieg kommt näher**

Im Frühjahr 1944 erließ die japanische Regierung die Order, dass alle gaijin (Ausländer, mit negativem Unterton) wegen drohender Luftangriffe die größeren Städte verlassen sollten. So räumte meine Großmutter ihr schönes Haus in Yokohama aus und stellte die Möbel in einen Schuppen beim Sommerhaus ein, in das sie nun auch selbst einzog. Meine Eltern bezogen daraufhin in Hishinuma ein von Engländern verlassenes Anwesen, nur wenige Kilometer entfernt von Chigasaki. Mit uns kamen ein Hausmädchen, mein Kindermädchen und Pater Mohr, ein Benediktiner und Missionar, der durch die Kriegereignisse in Japan gestrandet war. Er stammte von einem Bauernhof in Bayern und packte tatkräftig mit an, um die immer schlechter werdende Versorgung mit Lebensmitteln zu verbessern, indem er den Tennisplatz umgrub, um dort Kohl und anderes Gemüse anzubauen. Eine Ziege wurde angeschafft, damit ich etwas Milch bekam, und ein paar Hühner sorgten dafür, dass wir Eier hatten und ab und zu auch Geflügel im Topf. Pfirsiche und Äpfel lieferten die Obstbäume im Garten.

Pater Mohr hatte im Ersten Weltkrieg gedient und meinte, es sei sicher nicht verkehrt, einen Erdbunker zu bauen. Also hob man im Garten unter Kiefern und Ginsterbüschen mit vereinten Kräften eine tiefe Grube in Form eines großen L aus. Nachdem die Wände und die Decke mit dicken Bohlen verstärkt waren, wurde schließlich mächtig viel Sand darüber geschaufelt. Neugierig schaute ich zu und ging zur Probe auch einmal hinein. Ich bekam aber Angst, es war zu unheimlich in dem dunklen Bunker.

---

<sup>5</sup> Zwischen Februar 1942 und November 1943 flogen japanische Marineluftstreitkräfte 97 Luftangriffe auf Australien. Der erste Angriff erfolgte auf Darwin am 19. Februar 1942. (Wikipedia)

Eines Nachts im Juni 1944 weckte meine Mutter mich mit den Worten: „Fliegeralarm, wir müssen in den Bunker.“ Es war soweit! Wir hasteten durch den Garten, Sirenen heulten, die Scheinwerfer in den Flakstellungen suchten den Himmel nach den Bombern ab, hier und da knatterten Flakgeschütze. Dann hörte man das tiefe Brummen der Bomber, und wir hatten unseren Bunker erreicht. Da saßen wir nun auf den bereitgestellten Gartenstühlen in der hintersten Ecke und lauschten angstvoll auf die Geräusche von draußen. Mein Vater und Pater Mohr beobachteten durch den offenen Eingang das Geschehen und unterhielten sich leise. Wir kämpften unterdessen mit Geschwadern von Mücken, die begeistert über uns herfielen. Plötzlich wurde es am Eingang hell, was war das? Das Getöse der Bomber wurde leiser. „Darf ich mal gucken“, fragte ich. Ich durfte und erblickte zwei große rotgelbe Kugeln über unserem Haus, die langsam tiefer sanken und Licht verbreiteten. „Wenn die auf unser Haus fallen, brennen wir“, bemerkte Pater Mohr lakonisch. Sie fielen nicht auf unser Haus, sondern in die Gärtnerei dahinter, die sofort in Flammen stand. Wie ein dunkler Schattenriss lag unser Haus vor der lodernden Feuerwand. Bald danach muss ich eingeschlafen sein, jedenfalls lag ich morgens wie gewohnt in meinem Bett. Es war wieder ein wunderschöner Sommertag. Nachdenklich fuhr ich mit meinem Dreirad im Garten umher, schaute in den dunklen Bunker hinein und dann in den Himmel, über den friedlich weiße Wattewolken zogen.

Beim Frühstück redeten die Erwachsenen viel über den Krieg; ich verstand nicht alles, aber dass Frieden schöner sei, das hatte ich begriffen. Aber was war denn Frieden? Wie sah der denn aus? Warum war denn nicht Frieden, wenn der so schön war? Eine Antwort fand ich nicht.

### **Verbranntes Essen und ein rattenfangender Hund – Flucht in die Berge nach Hakone**

Wenige Tage nach der Nacht mit dem Fliegeralarm stand abends ein Lastwagen vor der Tür. Eilends wurden im Dunkeln Koffer, Kartons und einige Möbel aufgeladen. Zuletzt kam ein kleines Sofa auf die Ladefläche, auf dem meine Eltern mit mir und unserem Dackel Waldmann Platz nahmen. Mein Vater breitete noch eine Decke über uns aus, und mit abgedunkelten Scheinwerfern fuhren wir los. Unsere Amahs und Pater Mohr blieben zurück, sie hüteten weiter das Haus. Die Fahrt sollte nicht auffallen, es war nicht mehr erlaubt, seinen Wohnort zu wechseln, darum der nächtliche Aufbruch. Über uns wölbte sich ein wunderbarer Sternenhimmel, so hatte ich die Sterne noch nie wahrgenommen. Als der Lastwagen die Serpentina in

Richtung Hakone, unserem neuen Wohnort, hinauffuhr, war ich eingeschlafen.

Hakone ist heute ein berühmter Touristenort in den Bergen. Damals hatten viele Deutsche dort ihre Sommerhäuser, in denen sie nun wegen der Bedrohung durch Luftangriffe in den großen Städten ständig lebten. In einem Hotel waren viele deutsche Marinesoldaten untergebracht. Sie waren mit ihren Kriegsschiffen in Japan stationiert und hatten von hier aus sogenannte Prisenkommandos gefahren. Ihre Aufgabe war es gewesen, australische Versorgungsschiffe, die England oder britische Kolonien mit Lebensmitteln und anderen wichtigen Gütern versorgen sollten, zu versenken oder – besser noch – zu kapern und nach Japan zu bringen. Nach so einer Aktion lagen mehrere Schiffe am 30. November 1942 in Yokohama an der Pier. Es ist bis heute nicht klar, ob es Leichtsinn oder Sabotage war, jedenfalls gab es eine gewaltige Explosion; drei Schiffe wurden zerstört, und mehr als siebzig Marineleute verloren ihr Leben.<sup>6</sup> Die Überlebenden unter den Deutschen mussten bis zur Repatriierung 1947 durch die Amerikaner in Japan bleiben.

In Hakone lebten auch viele Frauen aus Niederländisch-Indien mit ihren Kindern. Nach dem Überfall auf die Niederlande durch deutsche Truppen [am 10. Mai 1940] hatten die Holländer sie sogleich interniert. Sie waren aber 1941 von den Japanern nach der Besetzung von Niederländisch-Indien „befreit“ worden und sollten im Juni 1941 ursprünglich via Japan und Russland nach Deutschland reisen. Das ging aber nicht mehr, weil inzwischen der Krieg mit Russland ausgebrochen war.

Die „deutsche Kolonie“ war der Grund, weswegen meine Eltern Hakone als neuen Zufluchtsort wählten. Es gab hier viele deutsche Kinder, mit denen ich spielen konnte, was ich bis dahin kaum erlebt hatte. Eine neue japanische Freundin fand ich auch, sie war die Tochter des Hauseigentümers, von dem mein Vater zwei Zimmer im Obergeschoss gemietet hatte.

Für meine Mutter begann eine schwierige Zeit. Sie hatte keine Köchin mehr und musste unser Essen in einer Notküche selbst zubereiten. Kochen konnte sie nur auf zwei hibachi (japanische Holzkohleöfchen). Es gab manche Tränen und gelegentlich auch verbranntes Essen. Lebensmittel zu beschaf-

fen war auch nicht leicht. Die einheimische Bevölkerung litt ja selbst schon unter starken Einschränkungen. Jetzt erwies es sich als günstig, dass die deutsche Marine ein gekapertes australisches Versorgungsschiff nach Japan gebracht hatte. So konnte die Deutsche Botschaft ihre Landsleute mit Grundnahrungsmitteln und ab und zu auch einmal mit ein paar Konserven mit sog. Känguruwürstchen, Thunfisch in Öl, Cornedbeef, ranziger Butter und Ähnlichem versorgen. Es war jedesmal ein Fest, wenn der Inhalt einer Dose auf den Tisch kam. Unser schwarzer Dackel Waldmann hat sich übrigens einen Orden in Form etlicher Würstchendosen verdient, denn er wurde regelmäßig eingesetzt, um jene Ratten im Lebensmitteldepot der Marine zur Strecke zu bringen, die besonders gern in Mehlsäcken ihre Nester bauten. Wenn es hieß „Waldmann, nezumi, nezumi“ („Ratten, Ratten“), flitzte er. Sein Rekord waren elf Ratten an einem Vormittag. Niesend und weiß „bemehlt“ kam er danach nach Hause und musste erst einmal im Hakone-See wieder schwarz gebadet werden [s. Farbfoto S. 51]. Der Sommer und der Herbst gingen ins Land, wir Kinder lebten recht unbeschwert, aber der Krieg kam näher. Es gab immer häufiger Fliegeralarm, doch die Angriffe galten Tokyo, Yokohama, Militär- und Industrieanlagen. Oft sahen wir die Geschwader hoch am Himmel vorüberziehen. Yokohama war ja nur etwa 60 km entfernt.

### **Märchen gegen die Angst – Bei meiner Großmutter in Chigasaki**

Weihnachten 1944 erkrankte meine Mutter schwer an Gelbsucht. Sie konnte in Hakone nicht behandelt werden. So zogen meine Eltern wieder in das Haus in Hishinuma, und ich kam zu meiner Großmutter nach Chigasaki. Meiner Mutter ging es immer schlechter, es half nichts, sie musste nach Tokyo ins Krankenhaus. Das war ein heikles Unternehmen. Mit dem Zug ging es nicht, Krankenwagen gab es nicht. So grub mein Vater mit seinem Bruder einen heimlich verbuddelten Benzinkanister aus und machte das Auto meiner Großmutter wieder fahrbereit. Bevor es losging, wollte meine Mutter mich noch einmal sehen; deshalb wanderte ich mit Großmutter an einem trüben Wintertag nach Hishinuma. Ich sehe meine Mutter noch im Bett liegen, ihr Gesicht hatte die Farbe einer Orange. An sie heran durfte ich nicht, nur „winke, winke“ machen. Ich sollte schön artig zu Oma sein, rief sie mir noch zu, dann ging es wieder zurück. Diesmal begleitete uns mein Vater. Auf halber Strecke – es dämmerte bereits – gab es plötzlich Alarm, wir hörten schon das Dröhnen der näherkommenden Bomber, dann knatterte auch die Flak in der Nähe! Mein Vater schnappte Oma und

<sup>6</sup> Der „Hilfskreuzer 10“ (vorher „Thor“) sollte am 30.11.1942, einen Tag, bevor er wieder auf Kaperfahrt gehen sollte, Treibstoff von dem Tanker „Uckermark“ übernehmen. Der Tanker explodierte und vernichtete neben dem Hilfskreuzer die „Leuthen“ (ein gekapertes australisches Schiff) und einen japanischen Dampfer. Vgl. Augenzeugenbericht von Erwin Wickert in „Mut und Übermut“ (1991), S. 379-388.

warf sich mit ihr unter eine Kiefer und rief, ich solle mich danebenlegen. Da lagen wir nun im feuchten Sand, irgendwo plumpsten Schrapnellgeschosse vom Himmel, man hörte den dumpfen Aufschlag. Das war alles ziemlich unheimlich, aber mein Vater war ja bei uns, das beruhigte mich. Als die Flak aufhörte zu schießen, rappelten wir uns auf und marschierten, so schnell es ging, nach Hause.



Mit meinen Eltern (Rose und Hans Selig) und Großmutter Sophie

Die Gefahr, in der meine Mutter in Tokyo im Krankenhaus schwebte, nicht nur wegen der Gelbsucht, sondern auch wegen der Angriffe, war mir zum Glück damals nicht bewusst. Später erzählte sie mir, dass der Arzt nach acht Tagen gesagt habe, es gebe nur noch diese eine Spritze für sie, wenn die nicht anschläge, könne er nichts mehr für sie tun. Die Spritze wirkte gottlob. Zur weiteren Genesung wurde sie rasch woanders hingebacht. Kurz darauf brannte das Krankenhaus bei einem Angriff ab.

Ich blieb weiterhin bei meiner Großmutter, wo ich sogar eine deutsche Spielgefährtin namens Maria Michaela Paasche<sup>7</sup> fand, die nun täglich zum Spielen zu uns kam. An einem sonnigen Morgen – es war etwa 10 Uhr, und wir hatten gerade in der Sandkiste begonnen Kuchen zu backen – heulten die Sirenen. Unser Gärtner kam angerannt und rief, es gebe gleich einen schweren Angriff. Eilends wurden die hölzernen Fensterläden, wie in Japan üblich, vor die Fenster geschoben. Mehr Schutz gab es nicht. Meine Großmutter zog sich mit uns ins Wohnzimmer zurück. Maria begann wild zu schreien, als die ersten Bomberstaffeln über das Haus dröhnten. „Ihr seid hier sicher“, sagte Großmutter ganz ruhig, dabei klappte sie ihren Sekretär auf, legte zwei Kissen auf die Platte und platzierte uns beide mit Bilderbüchern auf kleinen Fußbänken darunter. Langsam beruhigte sich Maria,

<sup>7</sup> Sie war die Tochter von Joachim Paasche und Maria Therese geb. von Hammerstein. Deren Vater war der General Kurt von Hammerstein, befreundet mit Botschafter Eugen Ott. Vgl. Hans Magnus Enzensberger: Hammerstein oder der Eigensinn (2008).

ängstlich lauschten wir aber auf das immer wiederkehrende Brummen der Bomber. Ich begriff, dass die Situation sehr ernst war, und hielt Maria, die jünger war als ich und still vor sich hin weinte, die Hand, die bald schweißnass war. Von Großmutter, die mit großen Schritten im Zimmer hin und her ging, sah ich nur die Beine und spürte, dass auch sie in großer Unruhe war und wir ganz still sein mussten. Der Angriff dauerte an, die Amah brachte etwas zu essen und zu trinken, was wir unter der „sicheren“ Klappe zu uns nahmen. Viel bekamen wir aber nicht hinunter. Dann las Großmutter uns etwas vor. Es dauerte und dauerte, wir saßen brav unter der Klappe und lauschten den Märchen. Erst am späten Nachmittag kam der erlösende Sirenenton „Entwarnung“, bis dahin waren die Bomber immer wieder dröhnend über das Haus geflogen. Durchs Fenster konnte man die Maschinen, die das Grauen brachten, sehen. Es war einer der längsten Angriffe, der jemals auf Tokyo und Yokosuka (Kriegshafen

nahe Yokohama) geflogen wurde. Als er vorüber war, kam Marias Vater und holte sie ab. Auch mein Vater kam und wollte wissen, wie es uns ergangen sei. Am nächsten Morgen fanden wir dann viele wie zu Blüten aufgeplatzte Schrapnelle im Garten und auf dem Balkon. Ich bekam das strikte Verbot, sie anzufassen. Auch eine intakt gebliebene Phosphor-Brandbombe wurde gefunden.

Dass die immer häufiger werdenden Angriffe große Schäden anrichteten, braucht kaum erwähnt zu werden. Es genügte ja, ein paar Brandbomben zu werfen, und die für Japan typischen Holzhäuser brannten lichterloh. Als die Amerikaner im September 1945 als Sieger eintrafen, wunderten sie sich, dass die Japaner schon so schön „aufgeräumt“ hatten. Trümmer wie im besiegten Deutschland gab es kaum, hier war ja fast alles zu Asche geworden. Auch wir waren betroffen. Die Gebäude der Firma, die mein 1938 verstorbener Großvater vierzig Jahre lang in Kobe, Nagoya und Yokohama mit aufgebaut und in denen er gearbeitet hatte, waren niedergebrannt.<sup>8</sup> Am Geburtstag meiner Großmutter, am 29. Mai 1945, brannte ihre schöne Villa in Yokohama ab. Auch das Sommerhaus am Meer mussten wir verlassen.

Man befürchtete gerade in diesem Abschnitt der Tokyo-Bucht eine Invasion, ähnlich wie in der Normandie. Zu Recht, wie man heute weiß. Sie sollte im September oder Oktober erfolgen. So bizarr

<sup>8</sup> Großvater Gustav Selig sen. trat 1898 in die Fa. Winckler & Co. ein und wurde bald Partner. Die deutsche Handelsfirma existiert heute noch, vgl. die dreiteilige Firmengeschichte in den StuDeO-INFOs von 2008.

das klingt, aber die erfolgreichen Atombombenangriffe auf Hiroshima und Nagasaki verhinderten das, weil Japan danach rasch kapitulierte. Vielleicht retteten diese Bomben sogar unser Leben. Es gibt nämlich bis heute die wohl zutreffende Vermutung, dass die japanische Regierung im Falle einer durch die Invasion bedingten Niederlage beabsichtigt habe, alle gaijin umbringen zu lassen, damit niemand außerhalb Japans darüber berichten konnte. Angeblich war alles vorbereitet (u.a. sprachen meine Eltern und Schwiegereltern stets davon. Auch Wickert deutet diese Pläne im Unterkapitel „Waren unsere Gräber schon ausgehoben?“ an).

### **„Ist das jetzt Frieden?“ – Nach der deutschen Kapitulation 1945**

Wir lebten wieder in Hakone. Nach dem Tod Hitlers [am 30. April 1945] richtete die SA in Karuizawa, einem Ort in den Bergen, wohin ein Großteil der Deutschen Schule Tokyo Yokohama evakuiert worden war, für die Deutsche Gemeinde eine Trauerfeier für ihn aus. Das erlebte mein späterer Ehemann [Ernst Dietrich Eckhardt], der damals dort lebte, hautnah mit [vgl. *StuDeO-INFO Juni 2019, S. 31*]. Auch die Deutsche Botschaft organisierte in Tokyo so eine Feier [man ging anfangs davon aus, dass Hitler „für Deutschland“ gefallen sei, tatsächlich starb er durch Selbstmord]. Das Tokyoter Sinfonieorchester spielte dazu. Dass Deutschland dann kapituliert habe (am 8. Mai), erfuhr man noch; weitere Informationen gab es nicht. Die Funkverbindungen waren gekappt. Und dass die Naziherrschaft endgültig zusammengebrochen war, erfuhren die Deutschen in Japan erst im September. Mein Mann – Schüler der 5. Klasse – erlebte das damals so: Als die Lehrerin nach den Sommerferien erstmals wieder die Klasse betrat und die Schüler wie üblich den Hitlergruß entbieten wollten, sagte sie zur allgemeinen Überras-

chung schlicht: „Guten Morgen, der Deutsche Gruß ist abgeschafft.“

Für uns Kinder verlief der Sommer 1945 bis auf die Fliegerangriffe ohne Besonderheiten. Waren die Angriffe auch für Hakone bedrohlich, zogen wir mit Proviant und Rucksäcken in den nahen Bambushain und warteten auf die Entwarnung, was sich lange hinziehen konnte. Als am 6. August die Atombombe auf Hiroshima fiel, bekamen wir das nicht wirklich mit. Meine japanische Freundin sprach aber von einer „schrecklichen Bombe“. Die Erwachsenen wurden sehr unruhig und schickten mich fort, wenn über den Krieg gesprochen wurde. An den Tag der Bekanntgabe der Kapitulation, den 15. August, erinnere ich mich nur insoweit, als ich mich wunderte, dass es total still auf der Straße war, und vor Häusern, wo es ein Radio gab, viele Menschen in gebeugter Haltung standen und den Worten des Kaisers lauschten, der zum ersten Mal über das Radio zu seinem Volk sprach. Was das zu bedeuten hatte, erfuhr ich erst später.

Ende September trafen dann die Sieger auch in Hakone ein. Mit Jeeps und den großen six by six-trucks kamen sie angebraust und hielten mitten auf der Dorfstraße, wo wir Kinder spielten. Die Soldaten staunten uns an. Man war wohl verwundert, so viele europäische Kinder zu sehen. Die meisten rannten schnell fort. Ich blieb stehen und staunte weiter. Da sprang ein großer dunkelhäutiger Mann vom Laster und drückte mir Drops, Schokolade und ein Paket mit Butter in die Hand. Jetzt rannte auch ich nach Hause, hielt meiner Mutter die Geschenke entgegen und dachte bei mir: „So schrecklich ist der böse Feind ja gar nicht! Ist das jetzt Frieden?“ Meine Mutter reagierte zu meiner Verwunderung sehr ungehalten und erklärte mir, dass man vom Feind keine Geschenke annimmt ... So begann die Nachkriegszeit für mich / für uns.

## **Tagebuch-Notizen von den letzten Tagen auf der “Marine Robin”**

### **Marianne Jährling**

Quelle: Marianne Jährling: Abschrift des Tagebuchs von der Fahrt auf der S.S. “Marine Robin”, 23.6. bis 7.8.1946 (StuDeO-Archiv \*0224), s.a. Auszüge in *StuDeO-INFO* Sept. 1996, S. 41. Die damals Fünfzehnjährige lebte seit 1941 mit Mutter und Bruder Heini als Flüchtling aus Niederländisch-Indien in Peking.

4. August 1946 Sonntagmorgen! Heute sollen wir Bremerhaven anlaufen. Es ist diesig. Am frühen Vormittag kommt ganz in der Ferne Helgoland in Sicht und die ersten deutschen Möwen umkreisen unser Schiff, als wollten sie uns die ersten Grüße bringen. Bald kommt uns ein Schoner ent-

gegen, der während der Fahrt bei uns festmacht. Der Lotse kommt an Bord, der uns nun sicher in den Hafen bringen wird, denn überall droht Minengefahr. Am Nachmittag erreichen wir Bremerhaven. Haben wir bisher nur friedliche, unzerstörte Dörfer gesehen, so beeindruckt uns die ersten

Ruinen, die wir nun sehen, umso mehr. Ganz langsam fahren wir durch die Schleuse, so daß wir uns mit den Leuten am Ufer unterhalten können. Stellenweise sind wir uns so nah, daß wir ihnen Obst, Zigaretten usw. zustecken können. Die Freude darüber ist groß, sind es doch alles Dinge, die sie schon lange nicht mehr genießen konnten. Sie erzählen uns dafür, wie es jetzt in Deutschland aussieht und was sie durchgemacht haben; das ist weniger erfreulich. Auch sind alte „Chinaleute“ unter ihnen, die nun ein Wiedersehen feiern. Am späten Nachmittag machen wir am Columbuskai fest. – Heute Morgen erlebten wir den letzten Gottesdienst an Bord.

5. August 1946 Heute früh weckte mich der Krach der Ladekräne. Als ich an Deck kam, waren deutsche Hafendarbeiter dabei, unsere Robin zu entladen. Erstaunt stellten wir fest, daß es ihnen verboten war, sich mit uns zu unterhalten. Auch ging wieder bewaffnete M.P. [Militärpolizei] an Deck auf und ab. Sonst gab es an Deck nicht viel zu sehen: Steuerbord und Backbord große Lagerschuppen und geradeaus vorm Bug war ein grüner Landstreifen zu sehen. Ich ging wieder ins Hatch [unter Deck] und packte meine Sachen.

Heute Abend stieg der große Abschiedsabend. Es wurde lange gesungen, Schnaderlhüpferl brachten vergangene Borderlebnisse an den Tag und immer wieder mußte Herr Staretschek [auf dem Akkordeon] seinen Marine-Robin-Marsch spielen.

6. August 1946 Lattimore ist heute zu Verhandlungen nach Bremen gefahren. Er will durchsetzen, daß wir die PX-Sachen [*Post Exchange, steuerfreie Waren für die Angehörigen der US-Streitkräfte*], die Decken und Eßgeschirre für die Bahnfahrt mitnehmen dürfen. Wir bekamen alle

eine schriftliche Bestätigung, daß wir die PX-Sachen rechtmäßig mit US-Dollar erworben haben. Morgen früh um 4 Uhr müssen wir uns in der Cafeteria mit unserem Handgepäck sammeln, um 5 Uhr sollen wir ausgeschifft werden. Das Großgepäck ist schon alles an Land. Der letzte Abend wird noch mal sehr gemütlich, aber auch etwas traurig; auf alle Fälle ist er viel zu kurz.

7. August 1946 Gleich nach dem Aufstehen werden die letzten Sachen zusammengepackt, die Betten hochgeklappt und befestigt. Die Schwimmwesten, die Gott sei Dank nicht in Aktion getreten sind, werden verstaut. Noch einen Blick durch das Hatch und dann gehe ich die eiserne Treppe hinauf, die nun nicht mehr schwankt. Überhaupt herrscht jetzt eine unheimliche Ruhe unter Deck, nachdem die Maschinen nicht mehr stampfen und die frische Luft nicht mehr durch die Luftschächte faucht. Zum letzten Mal gehe ich durch den langen Gang, der zur Cafeteria führt. Von hier geht es die zweite Treppe wieder hinauf, welcher Umstand, und nun stehe ich wartend auf dem Achterdeck, welches während der Fahrt nur für die Schiffsmannschaft bestimmt und für uns gesperrt war. Nachdem man alphabetisch aufgerufen worden ist, bekommt jeder eine Nummer auf das Halsschild, das er gestern schon bekommen hat.

Es war unterdessen etwa 6.30 Uhr geworden, als ich oben an der Gangway stand. Dann ging ich, mit einem eigenartigen Gefühl im Magen, die Planken hinunter. Am Ende der Gangway stand ein Soldat mit einer Zähluhr in der Hand. Nachdem mich die Uhr als Nummer so und soviel registriert hatte, betrat ich das Land. Nach sechs Wochen Bordleben hatte ich nun, seit Shanghai, wieder den ersten festen Boden unter den Füßen, deutschen Boden!

## **Erinnerungen einer Fünfzehnjährigen an die Repatriierung von Tientsin/China nach Ludwigsburg 1946 2. Teil: Ankunft in Deutschland**

**Adeline (Adi) Brunner geb. Jess**

### **Nach der Ankunft in Bremerhaven**

Am 4. August 1946 legte der US-Truppentransporter „S.S. Marine Robin“ mit uns 1122 Chindeutschen an Bord in Bremerhaven an (Bremen und Bremerhaven gehörten zur amerikanischen Besatzungszone). Am nächsten Tag rief man uns zusammen und erklärte, dass die US Army uns übernehmen wird und wir nach Süddeutschland, Ludwigsburg, gebracht werden. Die Army war wohl vorher informiert worden, dass die zu trans-

portierenden Prisoners of War [*Kriegsgefangene*] Zivilisten waren mit vielen Frauen und Kindern und genügend Nahrung vorhanden sein musste. Der amerikanische Truppenkommandant der „Marine Robin“, Colonel Lattimore, war sehr erschrocken, als er sah, dass wir in einem Güterzug mit leeren Wagen befördert werden sollten, und erlaubte uns, pro Person zwei Decken und unser Essgeschirr mitzunehmen. Die Güterwagen waren leer, aber die US Army hatte eine Holzsitzbank

ringsherum angebracht. Das Umsteigen vom Schiff in diese Güterwagen war bei den vielen Leuten eine lange Prozedur. Es war ein sehr langer Zug.<sup>1</sup> Vater [Walter Jess] und ich mussten auf die Entlassung meiner Mutter und der anderen Patienten aus dem Schiffslazarett warten und wurden dann mit Shanghaiern, die wir nicht kannten, in einem Güterwagen untergebracht. Das Großgepäck wurde von der US Army verfrachtet.

### Im Güterzug nach Ludwigsburg

Ich kann nur von unserem „Güterwagen“ weiter erzählen, da wir keinen Kontakt mehr mit den anderen hatten. In unserem Güterwagen waren keine Kinder, und ich kann mich nicht mehr erinnern, wie viele Personen wir waren. Wir bekamen KP-Rationen [die Rationen des Küchendienstes] zu den Mahlzeiten, die die Männer holen mussten. Der Zug war sehr langsam und wir hielten oft, nicht nur wegen des Essens, sondern auch für die „Toilette“ – eine Seite für Frauen und Kinder, die andere Seite für Männer und Jungs. Nachts hatten wir die Sitzbänke und den Boden des Güterwagens zum Schlafen. Gut, dass wir die Decken hatten. Nachts waren die Schiebetüren geschlossen, tagsüber ließen wir sie offen für Licht und Luft, wobei ein in einer gewissen Höhe genageltes Brett vor dem Hinausfallen während der Fahrt schützen sollte.

Das Platzieren für die Nacht war nicht einfach und auch nicht „bequem“. Die Fahrt dauerte zwei Tage und zwei Nächte. Durch die offenen Türen sahen wir die furchtbaren Verwüstungen des Krieges. Züge lagen neben den Gleisen, ausgebombte Städte und Dörfer, wovon wir in China niemals etwas gehört hatten. Wir kamen mitten in der Nacht in Ludwigsburg an. Wir wurden von der US Army (Ludwigsburg lag in der US-Zone) empfangen. Frauen mit ihren Kindern wurden von den Männern und Jungs getrennt. Wir wurden per Lastwagen in das Ludwigsburger Lager Nr. 77 gebracht und dann in die Häuser eingeteilt, die aus einem großen Schlafräum mit Waschräum und Toiletten bestanden. Mutter und ich waren immer noch bei den Shanghaiern.

### Aufenthalt im Frauenlager in Ludwigsburg und Entlassung

Den nächsten Morgen sahen wir, dass die Mauer um das Lager mit Stacheldraht versehen war und jedes Gebäude auch mit Stacheldraht umzingelt

<sup>1</sup> Klaus Mehnert nennt ihn in „Ein Deutscher in der Welt“ (1981), S. 293, „der Welt längster Güterzug [...]: 72 Frachtwagen, einen für die (bewaffnete) amerikanische Wachmannschaft und ihren Leutnant, einen mit Lebensmitteln, 16 für die fast zehntausend Gepäckstücke, 54 für uns.“

war und ein Stacheldraht-Tor hatte. Wo waren denn die Männer und unser Gepäck, da wir ja nur Handgepäck bei uns hatten? Ja, die Männer und Jungs waren auf die Festung Hohenasperg gebracht worden, mit unserem Gepäck! Neben den Baracken mit unseren Schlafräumen stand eine lange Halle, wo wir unsere Mahlzeiten erhielten. Tagsüber konnten wir frei im Lager herumgehen, aber nachts wurde jedes Gebäudetor verschlossen. Die Wachleute waren Polen und die Administration und Leitung lag bei der US Army.

Es wurde sehr langweilig, und wir Frauen und auch die Männer bekamen Fragebogen mit politischen Fragen zu beantworten [Teil des „Entnazifizierungsverfahrens“]. Die Männer brachten dann hier und da etwas von unserem Gepäck, das wir brauchten, und wir verständigten uns auf Chinesisch! Nach der zweiten Woche im Lager marschierte eine große Delegation von Frauen und Kindern zu der Leitung der US Army und verlangte, dass wir aus dem Lager entlassen werden, da wir ja keine POWs oder Nazi-Bonzen waren, sondern Zivilisten aus China. Nach zweieinhalb Wochen kam der Befehl, uns zu entlassen. Vom Hohenasperg kamen die Männer und unser Gepäck wurde gebracht. Wir bekamen Fahrkarten und wurden etappenweise zum Bahnhof gebracht. Vorher nahmen wir noch Abschied von unseren Freunden.



Adi Jess 1954  
StuDeO-Fotothek P7525

Wir hatten kein Geld – unsere US-Dollars waren uns abgenommen worden.<sup>2</sup> Wir waren jetzt in einem unbekanntem Deutschland und wussten nicht, was uns erwartete! Unser erstes Ziel war die Patentante meines Vaters in Flensburg, die uns aufnahm, obwohl ihre Wohnung schon mit Flüchtlingen belegt war. Das Meldeamt schickte uns weg mit den Worten: Geht dahin zurück, wo ihr herkommt, denn Flensburg ist voller Flüchtlinge. Die englische Besatzungsbehörde dort meinte, hier könntet ihr nur die Toiletten in den Kasernen

<sup>2</sup> Den aus China Ausgewiesenen war ausdrücklich untersagt, US-Dollar mitzunehmen. Wem es trotzdem gelang, Geld nach Deutschland zu „schmuggeln“, dem erleichterten die später auf dem Schwarzmarkt umgetauschten Dollar wenigstens den Anfang etwas. Meine Mutter Hilde Jährling hatte es, im August 1947, in Peking gewagt, ein paar Scheine in den großen Garnrollen, die es damals in China gab, heimlich zu verstecken, und kam damit durch. (R.J.)

putzen, aber die US-Army in Bremen-Grohn sucht dringendst englischsprechende Arbeitskräfte [*Camp Grohn im Norden Bremens war 1945-1954 ein US-Standort*]. Vater und ich nahmen den nächsten Zug nach Bremen und wurden sofort im Camp Grohn angestellt, ich als Sekretärin des Adjutanten und mein Vater im Spirituosen Department.

Dazu Erinnerungen von Marianne Jährling: Sie erinnert sich, dass sie im Ludwigsburger Frauenlager 77 mit ihrer Mutter in einem größeren Raum mit ungefähr zwölf Liegen in Stockbetten untergebracht war (ihr Bruder Heini im Männerlager Hohenasperg). Unter den Insassen des Lagers befanden sich auffallend viele politisch Belastete, wie junge BDM-Führerinnen oder NS-Frauen-schaftsleiterinnen. Die eine gab einen Buchbinde-kurs, den Marianne besuchte, das Arbeitsmaterial war vorhanden. Offenbar lag es im Interesse der Lagerleitung, die Insassen zu beschäftigen, damit sie nicht unruhig wurden. Sie weiß nicht mehr, wie lange sie im Lager waren, jedenfalls mehrere Wochen.

Die Repatriierten wurden unterschiedlich lang festgehalten. Mehnert war am 21. Nov. 1946 wieder ein freier Mann, seine Frau wurde nach drei Wochen entlassen (Quelle wie Anm. 1). – Den Diplomaten Hermann Gipperich entließ man Anfang Dezember, seine Frau und Tochter Gisela nach fünf Wochen (StuDeO-INFO Dez. 2015, S. 30). – Dr. Gottfried Weiß, Leiter der Deutschen Schule Peking ab 1938, war der letzte Chinadeutsche, der

entlassen wurde, erst 1948, offenkundig war De-nunziation im Spiel. Während seine Frau mit den zwei kleinen Söhnen (2 und 4 Jahre) im Herbst 1946 freikam, verlegten ihn die Amerikaner im März 1947 noch in ein Gefängnis in Regensburg. Die russische Familie Rosanow und andere Russen schrieben von Peking eine Eingabe an die Amerikaner, in der sie sich für seine Freilassung einsetzten (Quelle: Interview R.J. am 8.1.1996).

Die Jährlings mussten erst Kontakt mit ihren Verwandten aufnehmen. Das Rote Kreuz konnte endlich eine Verbindung mit ihrer Tante in Berlin herstellen, die sie aufforderte zu kommen. Eine schwäbische Insassin schenkte Marianne eine Tasse und einen kleinen Kochtopf für die Reise. Nach ihrer Entlassung kamen sie zuerst in einem „Heim“ unter, einer Gaststätte, wo sie gepflegt wurden und Essensmarken bekamen. Es wurde eine lange beschwerliche Reise in überfüllten Zügen. In Bebra warteten sie mit anderen Flüchtlingen auf ihr Gepäck, die Jährlings auf die „Port-Said-Kiste“ mit Kaffee, Zigaretten und anderen Tauschobjekten. Sie warteten tagelang, die Kiste kam nicht, sie war wie so vieles damals „abgefangen“ worden. Einmal baten sie in einem Haus, ihnen eine Suppe zu machen, und hielten den Kochtopf und eine „Knorr-Suppenwurst“ hin. „Ja, aber nur, wenn Sie Holz zum Feuern bringen!“ Ein anderes Mal packte ein Mann neben ihnen seinen Eßnapf aus und reichte Marianne und Heini je eine große gekochte Kartoffel. Die Mutter weinte vor Rührung.

## Chinesen auf St. Pauli in Hamburg – Exoten und Verfolgte

Martina Bölc

„Mit großer Vorliebe engagiert ja jetzt der Lloyd chinesische Heizer und Kohlenzieher auf seinen Schiffen, weil diese 'widerstandsfähiger gegen die Hitze' sein sollen, in Thatsache aber, wie wir schon mehrfach betonten, weil sie bedürfnisloser, also billiger und unterwürfiger sind“, kritisierte das sozialdemokratische „Hamburger Echo“ im Jahre 1892 die Beschäftigungspolitik deutscher Reedereien.<sup>1</sup> Die Dampfschiffahrt hatte die Arbeit an Bord grundlegend verändert. Für die körperlich extrem anstrengenden Arbeiten unter Deck in Hitze und Staub heuerten europäische Reedereien gerne „Farbige“ an, vor allem Inder und Chinesen. Bis zu 150.000 junge Männer warteten allein in Hongkong auf die Möglichkeit, auf einem europäi-

schen Schiff zu arbeiten. Fast alle kamen aus der Gegend um Kanton. Auch deutsche Firmen wie der Norddeutsche Lloyd, die Hapag und die Rickmers Reederei beschäftigten Chinesen, als Heizer, aber auch als Wäscher, eine Tätigkeit, die von deutschen Seeleuten als feminin verachtet wurde.<sup>2</sup> Teilweise erhielten sie nur ein Drittel der Heuer ihrer deutschen Kollegen.

### Eine Gefahr für die „Volksgesundheit“

Auf diese Weise kamen die ersten chinesischen Seeleute Ende des 19. Jahrhunderts in die europäischen Hafenstädte. Schon vor dem Ersten Weltkrieg entstanden „Chinatowns“ in London, Liverpool oder Rotterdam. Nicht jedoch in Hamburg.

<sup>1</sup> Zitiert nach Lars Amenda (2011): China in Hamburg. S. 40.

<sup>2</sup> 1902 waren unter den 50.000 Beschäftigten in der deutschen Seeschiffahrt etwa 3.000 Chinesen. Ebd., S. 39.

Man konnte zwar nicht verhindern, dass chinesische Seeleute von Bord gingen und sich auf St. Pauli vergnügten – man sehe dort „ganze Rudel von Chinesen“, schrieb das „Hamburger Echo“ 1901 –, doch die Hamburger Hafenzentrale überwachte sie sehr genau und versuchte tunlichst, eine Einwanderung zu verhindern. Begründet wurde das unter anderem mit hygienischen Bedenken.

Hamburg hatte erst 1892 eine verheerende Choleraepidemie mit rund 8.600 Toten erlebt. Damit hatten die Chinesen zwar nichts zu tun, aber sie galten, wie auch andere Seeleute aus fernen Ländern, als mögliche Gefahr für die „Volks-gesundheit“. „Es gilt, die Stadt und das ganze deutsche Vaterland vor dem Einbruch fremder Volksseuchen auf dem Seewege zu schützen“,<sup>3</sup> schrieb Bernhard Nocht, Hafendarzt und späterer Tropenmediziner 1911. Nur wenigen Chinesen gelang es zu bleiben.<sup>4</sup> Wie sie aufgenommen wurden, kann man aus einem Protestbrief herauslesen, den A. F. Tai (über den sonst nicht viel bekannt ist, eventuell ein Kaufmann) 1915 an die Hamburger Schulbehörde schrieb – eines

der wenigen frühen Zeugnisse aus der Perspektive eines Betroffenen über den alltäglichen Umgang mit Chinesen in der Hansestadt. Tai beklagt sich darin, dass er durch Grimassen („ein ekelhaftes Gesicht, welches nur eins zu bedeuten hat, dass wir ein Paar Schlitzaugen haben“) und Ausrufe („Tschin-Tschan“) beleidigt wird. „Auch die Erwachsenen beteiligen sich sehr oft an solchen Dummheiten, am schlimmsten ist es natürlich mit

<sup>3</sup> Bernhard Nocht: Hamburg und die Hygiene (1911), zitiert nach Amenda (2011), S. 45.

<sup>4</sup> Für 1890 wies die (nicht sehr zuverlässige) Statistik 43 chinesische Staatsangehörige in Hamburg aus, zehn Jahre später 22 und 1910 erstaunliche 207, über die man jedoch wenig weiß. (vgl. Amenda 2011, S. 46).

den Schulkindern. Ich habe bis jetzt, solange ich in Hamburg bin, leider noch keinen Tag verlebt, indem ich kein Schimpfen empfangen habe.“ Er bitet darum, die Schul Kinder aufzuklären, dass man in China „durchaus sehr deutschfreundlich“ sei und sich „nicht im Kriege mit Deutschland“ befinde.<sup>5</sup> Zwei Jahre später galt dieser Satz nicht mehr –

China erklärte Deutschland 1917 den Krieg, Chinesen wurden damit zu „feindlichen Ausländern“ und die meisten kehrten nach dem Ende des Krieges in ihr Heimatland zurück.

### Das „Chinesenviertel“ auf St. Pauli

Erst in den 1920er Jahren bekam auch Hamburg seine kleine Chinatown. „Seit 1919“, meldete ein Polizeibericht, „ziehen Chinesen niederen Standes hier in ständig wachsender Zahl zu.“ China und Deutschland schlossen 1921 einen bilateralen Friedensvertrag, in dem festgelegt wurde, dass es den „Staatsangehörigen einer der beiden Republiken, die in dem Gebiete der anderen sich aufhalten,“ freisteht, „in Übereinstimmung mit den Gesetzen und Verord-

nungen des Landes zu reisen, sich niederzulassen oder Handel und Industrie zu betreiben.“<sup>6</sup>

Von deutscher Seite dachte man dabei vor allem an die zahlreichen ausgewiesenen China-Deutschen, denen man wieder eine Betätigungsgrundlage im Fernen Osten schaffen wollte. Eine Einwanderung nach Deutschland war nicht vorgesehen. Doch Mitte der 1920er Jahre siedelten sich immer mehr Chinesen, meist ehemalige Seeleute, im Hamburger Hafen- und Vergnügungsviertel St. Pauli an.

<sup>5</sup> Zitiert nach Amenda (2011), S. 47f.

<sup>6</sup> Reichsgesetzblatt 1921, <http://alex.onb.ac.at/cgi-content/alex?aid=dra&datum=1921&page=903&size=45%3E>, S. 834 [aufgerufen am 26.9.20].



Chin. Heizer und Trimmer auf einem NDL-Dampfschiff um 1900  
Quelle: Begleitbroschüre zur Ausstellung: Heizer, Köche und Container. China in Hamburg (2018), S. 7



In der Schmuckstraße. Quelle: Jürgens: St. Pauli (1930), S. 17

Sie kamen auch aus Liverpool und London, hatten erfahren, dass sich mit dem britischen Pfund im inflationsgeplagten Deutschland etwas machen ließ, und gründeten mit unternehmerischem Mut und Geschick kleine Geschäfte und Lokale, häufig in billigen Kellerräumen. Gaststätten, Garküchen, einen Tabakladen, eine Wäscherei, Unterkünfte für chinesische Seeleute... Diese waren zunächst die Hauptzielgruppe der China-Shops. Dort fanden die fremden Matrosen Menschen, die ihnen weiterhalfen, mit denen sie sprechen konnten, und nicht zuletzt durch die gewohnte Küche auch eine Art Heimat auf Zeit. Es siedelten sich weitere Landsleute an, auch sie aus Guangdong, man sprach Kantonesisch untereinander, das Netzwerk schützte vor Übergriffen und bot Unterstützung.

Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl drückte sich auch in der Gründung des „Chinesischen Vereins in Hamburg“ aus, der am 10. Oktober 1929, dem damaligen chinesischen Nationalfeiertag, ins Leben gerufen wurde. Eine der ersten Amtshandlungen des Vereins war die Pachtung eines – bis heute existierenden – Geländes auf dem Ohlsdorfer Friedhof. Die Grabstellen waren für mittellose, chinesische Seeleute gedacht, die im Ausland gestorben waren und nicht die Möglichkeit hatten, in Heimerde begraben zu werden.

Zentrum der chinesischen Aktivitäten war die kleine, eher düstere Schmuckstraße zwischen der Hamburger Talstraße und der Großen Freiheit in dem (bis 1938) preußischen Altona. Dort gab es Mitte der 1920er Jahre schon an die fünfzehn chinesische Geschäfte, unter anderem eine „Chinese seamen employment agency“. Hier und in den umliegenden Straßen wohnten die meisten der rund 200 chinesischen Migranten.<sup>7</sup> Von den Einheimischen wurde die Gegend bald „Chinesenviertel“ genannt und mit erheblicher Phantasie und klischeehaften Vorstellungen über seine Bewohner ausgeschmückt: „Haus bei Haus in der Schmuckstraße ist von der gelben Rasse bewohnt, jedes Kellerloch hat über oder neben dem Eingang seine seltsamen Schriftzeichen. Die Fenster sind dicht verhängt, über schmale Lichtritzen huschen Schatten, kein Laut dringt nach außen. [...] Niemand

<sup>7</sup> Vgl. Lars Amenda (2009): Die Welt an der Wasserkante. Chinesische Seeleute und Migranten in Hamburg und Bremerhaven 1890-1970. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Band 81, S. 121-141 file:///C:/Users/Martina/AppData/Local/Temp/Niedersaechsisches\_Jahrbuch\_81\_2009.pdf [aufgerufen am 26.9.20]

weiß, was diese Menschen unter sich in den Wohnungen treiben. [...] Die Schmuckstraße ist das Chinaviertel von St. Pauli, geheimnisvoll und rätselhaft wie das große Mutterland im fernen Osten. Kein Europäer durchdringt jemals den Schleier, der über Wesen und Art der chinesischen Seele gebreitet ist.“, fabulierte etwa der Schriftsteller Ludwig Jürgens 1930 in einem Buch über St. Pauli.<sup>8</sup>

### **Berührungspunkte: Ballhäuser, Tanzschule, Romanzen**

Tatsächlich waren die chinesischen Migranten nicht so abgeschottet, wie man nach diesem Zitat meinen könnte. Bereits in den 1920er Jahren eröffneten einige von ihnen auch mondäne Lokale, die sich an ein großstädtisches, gemischtes Publikum wandten, wie in der Großen Freiheit das „Neu China“ und das „Café und Ballhaus Cheong Shing“,



Ballhaus „Neu China“, Altona, Große Freiheit 11  
Quelle: St. Pauli Archiv, Sammlung Martin Spruijt

laut einem Reiseführer von 1930 „der hauptsächliche Treffpunkt der Asiaten und gleichzeitig ein Magnet für Neugierige aus allen Gesellschaftsschichten.“

Dort gab es ein buntes Unterhaltungsprogramm, man konnte Jazzmusik hören, zu den Klängen einer Tanzkapelle das Tanzbein schwingen und die „Nacktheit arischer Weiblichkeit“<sup>9</sup> bewundern. Die Atmosphäre war multikulturell, wie aus einem Bericht von Kurt Tucholsky über einen Hamburgbesuch 1927 hervorgeht: „Im chinesischen Restaurant sangen sie beim Tanzen, die ganze Belegschaft, einstimmig und brausend [...] Südamerikaner tanzten da und Siamesen und Neger.“<sup>10</sup> Das klingt nach

<sup>8</sup> Ludwig Jürgens (1930): St. Pauli. Bilder aus einer fröhlichen Welt. S. 17f.

<sup>9</sup> Hans Morgenstern: In Hamburgs Chinatown, in: Hamburger Echo, 13.12.1928.

<sup>10</sup> www.zeno.org/Literatur/M/Tucholsky,+Kurt/Werke/1927/Auf+der+Reeperbahn+nachts+um+halb+eins

„Roaring Twenties“ [die Goldenen / Wilden Zwanziger Jahre]. Auch Künstlerinnen,<sup>11</sup> Künstler und Studierende fanden die Exotik dieser Orte faszinierend. „Das Fremde in der Nähe zog uns an. Viele Abende verbrachten wir im Chinesischen Café“, erinnert sich der deutsch-norwegische Schriftsteller und Verleger Max Tau, damals Student in Hamburg, in seinen autobiographischen Erinnerungen.<sup>12</sup>

Ein weiterer Berührungspunkt, im wahrsten Sinne des Wortes, war das „Tanz-Lehr-Institut Bärthel“ in der Talstraße, dessen Besitzer sogar ein paar Worte Kantonesisch sprach. Hier machten viele chinesische Männer ihre ersten Tanzschritte, selbst die allerneuesten Tänze wie Charleston oder Shimmy konnte man lernen. Und nebenbei in Kontakt mit Hamburger Deerns kommen. Denn die Migranten waren ausschließlich Männer, Chinesinnen gab es auf St. Pauli nicht. Kein Wunder, dass viele Einwanderer nach einer Weile Liebesbeziehungen mit deutschen Frauen eingingen und Familien gründeten.<sup>13</sup> Die Frauen kamen in der Regel aus der Arbeiterschicht und halfen ihren Partnern in den Geschäften und Lokalen. „Der Chinese“, so bekam der Journalist Hans Morgenstern zu seiner Überraschung von den Frauen zu hören, „entspricht dem weiblichen Ehe-Ideal sehr viel besser als der deutsche Mann.“<sup>14</sup>



Gastwirt Fok Kam Sing  
mit seiner späteren Frau, um 1928  
Quelle: Privatbestand  
Hermann Bärthel

### Kriminalisierung: Drogenhandel und Schmuggel

„Ob sie wirklich dem Opium fröhnen oder der zweiten großen Nationalleidenschaft, dem Glücksspiel, nachgehen, keiner vermag es zu sagen. Überraschende Razzien der Polizei sind immer fruchtlos“, rätselte der schon erwähnte Ludwig Jürgens in seinem St. Pauli-Porträt.<sup>15</sup> Die Wahrnehmung der Chinesen in Hamburg war zwiespältig. Ihr ganz normaler Alltag zwischen Arbeit und Familie wurde von den Einheimischen kaum wahrgenommen. Stattdessen verkörperten die Fremden für viele das exotische, weltoffene, internationale Flair der Hafenstadt Hamburg, das sich nicht zuletzt auch touristisch vermarkten ließ. Andererseits wurden sie in Polizeiberichten als „Plage“ bezeichnet, deren Einwanderung unerwünscht war, „weil sie sich den hiesigen Lebensgewohnheiten nicht anzupassen vermögen, und weil sie durch ihr unsauberes Verhalten in ihren Behausungen, in welchen sie nicht nur eng zusammengepfercht leben, sondern auch noch die vorübergehend hier aufhältlichen Landsleute beherbergen, in gesundheitlicher Hinsicht eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die Großstadt bilden.“<sup>16</sup> Von Regierungsseite in Berlin drängte man aus außenpolitischer Rücksichtnahme darauf, Chinesen nicht offen zu dis-

kriminieren. Dennoch wurde 1925 das Hafengesetz verschärft. Die Kapitäne mussten nun genaue Listen über Identität und ethnische Zugehörigkeit vorlegen, bevor Personen von Bord durften. „Farbige sind als solche zu bezeichnen.“ Immer wieder brachte man Chinesen mit Kriminalität in Verbindung, von Opiumhöhlen war die Rede, von Schmuggel und Menschenhandel, es gab sogar Gerüchte über ein unterirdisches Tunnelsystem, das die Einwanderer unter St. Pauli gegraben haben sollten, um in dieser Unterwelt undurchsichtige Geschäfte zu treiben.<sup>17</sup> Tatsächlich war Hamburg in den 1920er Jahren neben Genua und Marseille ein wichtiger Umschlagplatz für den Handel mit illegalen Drogen. Mit Sicherheit wurde im „Chinesenviertel“ Opium konsumiert, aber die Haupt- und Modedroge jener Zeit war das Kokain. Schmuggel

<sup>11</sup> Wie z.B. die Malerin Elfriede Lohse-Wächtler, die in den 1920er Jahren auf St. Pauli ihre Bilder von Außen-seitern, Arbeitern und Prostituierten malte, unter anderem 1930 das Bildnis „Chinesen im Viertel“.

<sup>12</sup> Zitiert nach Amenda (2011) S. 63.

<sup>13</sup> Etwa zwanzig bis dreißig solcher gemischter Partnerschaften sind bekannt, vermutlich zehn bis zwanzig Kinder gingen daraus hervor. Diese Verbindungen wurden auch von den Verwandten in China nicht gerne gesehen, fürchtete man doch Entfremdung und das Ausbleiben der finanziellen Unterstützung. „Jetzt willst du dich mit einer europäischen Frau verheiraten und Dich damit Dein ganzes Leben lang belasten und kümmerst Dich nicht um unsere Not, sondern suchst bei einer Europäerin nur Dein Vergnügen“, heißt es in einem abgefangenen Brief an einen Chinesen in Hamburg 1934, zitiert nach Amenda (2011), S. 102.

<sup>14</sup> Hans Morgenstern: Hamburgs Chinesen-Gasse (1932), zitiert nach Amenda (2011), S. 58.

<sup>15</sup> Jürgens (S. Anm. 8), S. 18.

<sup>16</sup> Schreiben des Hamburger Polizeipräsidenten 1922, zitiert nach Amenda (2011), S. 67. Aus dem Zitat wird auch deutlich, dass sich die Angriffe vor allem gegen untere soziale Schichten wendeten. Chinesische Diplomaten oder Studierende waren deutlich weniger Diskriminierung ausgesetzt.

<sup>17</sup> Vgl. Lars Amenda (2007): Geheime Tunnel unter St. Pauli? – Gerüchte über das „Chinesenviertel“ in den 1920er Jahren. <https://www.unter-hamburg.de/index.php?id=344> [abgerufen am 27.9.20].

dürfte es ebenfalls gegeben haben. Außerdem waren einige der Chinesen vermutlich an der Etablierung eines Schleppernetzwerkes zur illegalen Einwanderung in die USA beteiligt, (nachdem man sie dort durch den "Chinese Exclusion Act" von 1882 von der legalen Migration ausgeschlossen hatte). Doch die Kriminalisierung der chinesischen Community war nach den vorliegenden Unterlagen eher von rassistischen Vorurteilen geprägt als von ihrer realen Rolle in der Hamburger Unterwelt.

### **Nationalsozialismus: verschärfte Kontrollen und Rassegesetze<sup>18</sup>**

Die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933 bedeutete zunächst noch keine Zäsur für die kleine chinesische Gemeinde auf St. Pauli. Auch dem Hamburger Senat waren gute Beziehungen zum Ausland wichtig. „Dies ist im Hinblick auf die Auslandsdeutschen erforderlich, unter denen sich zahlreiche Hamburger befinden, und deren Erwerbsmöglichkeit nicht gefährdet werden darf.“<sup>19</sup> Doch der Ton wurde abwertender, auch gegenüber den Partnerinnen der chinesischen Migranten und ihren Kindern. In einem Zeitungsbericht von 1934 über eine Razzia ist zum Beispiel die Rede von einer „Chinesen-Else“ mit einem „Faible für die gelbe Rasse“, „immer zu finden in den Lokalen der Schmuckstraße, der zahlreiche deutsch-chinesische Rassebastarde ihr Dasein verdanken.“<sup>20</sup> Weiterhin zogen Migranten nach Hamburg, wie Chong Tin Lam, der Mitte der 1930er Jahre am heutigen Hamburger Berg die Hong-Kong Bar eröffnete, das einzige chinesische Lokal aus dieser Zeit, das immer noch existiert. Spätestens nach der Verabschiedung des Devisengesetzes von 1936/37, das schon den Besitz kleinster Mengen ausländischer Währung unter Strafe stellte, rückten die chinesischen Laden- und Lokalbesitzer jedoch in den Fokus der Zollfahndungsstelle. Zahlreiche Razzien folgten. Wieder fand man nur wenig, doch die Fälle wurden aufgebauscht und der illegale Devisenhandel unter Chinesen als nationale Gefahr dargestellt. Zum Vorwurf der Kriminalität kam der Verdacht auf kommunistische Agitation und Spio-

<sup>18</sup> Die Nürnberger Rassegesetze von 1935 richteten sich in erster Linie gegen sexuelle Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden. Sie wurden jedoch auch auf Angehörige anderer, von den Nazis als „minderwertig“ angesehener „Rassen“ angewendet.

<sup>19</sup> Vermerk Hamburg Senat vom 28.8.1933, zitiert nach Lars Amenda (2006): Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897-1972, S. 200.

<sup>20</sup> Razzia auf Opium. Mit dem Rauschgift-Dezernat durch St. Paulis Chinesenkneipen. Hamburger Anzeiger 19.10.1934, S. 3.

nage hinzu. 1938 wurde eine „Zentralstelle für Chinesen“ im Reichskriminalpolizeiamt in Berlin eingerichtet. Im entsprechenden Erlass hieß es, die „pass-, ausländer- melde- und gewerbepolizeilichen Bestimmungen sind gegenüber Chinesen [...] besonders scharf anzuwenden.“<sup>21</sup> Auch „Chinesen, die mit deutschen Frauen zusammenleben oder mit ihnen uneheliche Kinder erzeugt haben“, sollten ausgewiesen werden. Das betraf nachweislich auch einige der Migranten auf St. Pauli, etwa den Vater der Schwestern Margot Heuselein (geb. 1933) und Helga Bertram (geb. 1934). Er musste 1936 das Land verlassen, ihre deutsche Mutter wurde zwangssterilisiert.<sup>22</sup> Else Lau, die 1938 von einem Chinesen ein Kind erwartete, wurde von einem Arzt geraten, es heimlich zur Welt zu bringen und nicht den Behörden zu melden.<sup>23</sup>

### **Krieg und „Chinesenaktion“**

1939, zu Beginn des Krieges, vergrößerte sich die chinesische Community in Hamburg vorübergehend um chinesische Seeleute von versenkten englischen Schiffen. Teilweise wurden sie zum Arbeitsdienst nach Hamburg geschickt und kamen dort bei Landsleuten unter. Chong Tin Lam, der Besitzer der Hong-Kong Bar, organisierte Repatriierungen. Als China Deutschland im Dezember 1941 den Krieg erklärte, verloren die chinesischen Staatsangehörigen in Deutschland den diplomatischen Schutz. Mit außenpolitischen Rücksichtnahmen war es nun vorbei. 1944 kam es schließlich zur sogenannten „Chinesenaktion“. Am Morgen des 13. Mai durchkämmten 200 Polizisten unter Leitung der Gestapo das Viertel und verhafteten alle Chinesen, derer sie habhaft wurden, 129 an der Zahl. Sie wurden in das Gestapo-Gefängnis Fuhlsbüttel gebracht, monatelang „verhört“ und gefoltert. Vorgeworfen wurde ihnen Devisenschmuggel und Feindbegünstigung, da angeblich einige der repatriierten Chinesen wieder in englischen Diensten aufgetaucht wären. Teilweise wurden auch die deutschen Lebenspartnerinnen verhaftet. Annemarie B., Freundin von Woo Lie Kien, einem Gastwirt in der Schmuckstraße, erzählte später, der Gestapo-Beamte Hanisch habe ihr gesagt, ihr Leben sei durch die Partnerschaft mit einem Chinesen „verwirkt“, sie wurde in das Frauen-KZ Ravensbrück gebracht. Ihr Partner wurde im

<sup>21</sup> Zitiert nach Michael Batz: Morgen und Abend der Chinesen. Das Schicksal der chinesischen Kolonie in Hamburg 1933-1944. In: „Hört damit auf!“ 20 Dokumentarstücke zum Holocaust in Hamburg (2019), S. 207-253, Zitat S. 234.

<sup>22</sup> Interview in: Das „Chinesenviertel“ in St. Pauli. Bis die Gestapo kam... (Dokumentarfilm 2020).

<sup>23</sup> Interview in Amenda (2011), S. 76.

Gefängnis so schwer misshandelt, dass er im Krankenhaus seinen Verletzungen erlag. Einige der Männer kamen im Laufe des Jahres 1944 frei, 60 bis 80 wurden in das Arbeitserziehungslager Wilhelmsburg gebracht, wo sie unter katastrophalen Bedingungen in den umliegenden Industrieorten schwerste Arbeiten verrichten mussten. Auch hier wurden sie misshandelt, mindestens siebzehn von ihnen starben. Es ist das brutale Ende des Hamburger „Chinesenviertels“, der einzigen Chinatown, die es in Deutschland je gegeben hat.

### **Vergessen und Gedenken**

Nach dem Krieg kehrten fast alle chinesischen Männer nach China zurück, nur etwa dreißig blieben, in der Hoffnung auf bessere Zeiten. Unter ihnen Chong Tin Lam. Es gelang ihm, seine Hongkong Bar wieder zu eröffnen, später erweiterte er sie zu einem Hotel. Nach seinem Tod 1983 übernahm seine Tochter Marietta Solty das Lokal, mit ihren 78 Jahren mittlerweile vermutlich die älteste Kneipenwirtin auf St. Pauli. Ihr Vater hatte damals wohl die Gefahr geahnt und das Kind kurz vor seiner Verhaftung in einen Zug gesetzt und bei Bekannten in Süddeutschland in Sicherheit gebracht. Er habe kaum über seine Erlebnisse in der Haft gesprochen, erzählt sie in Interviews, aber er sei danach völlig verändert gewesen, sehr verschlossen, und er habe niemandem mehr getraut. Trotz guter Sprachkenntnisse sprach er jahrelang kein Wort

Deutsch. Sein Antrag auf Wiedergutmachung wurde, wie der der anderen Opfer, abgelehnt. Das Landesverwaltungsgericht Hamburg entschied 1952, es habe sich bei der „Chinesenaktion“ um eine „normale“ Polizeiaktion gehandelt ohne „rassistische Verfolgungstendenz“.

„Ich habe in Deutschland gelebt und ich bin hier nie mit den Gesetzen in Konflikt gekommen. Ich habe alles das getan, was die Behörden von mir verlangt haben [...] Wenn ich dann im Mai 1944 plötzlich verhaftet worden bin, so kann das einen anderen Grund als einen rassistischen Grund nicht gehabt haben“ (zitiert nach Amenda, 2011, S. 80), widersprach ein Opfer (Chin Kuei Hsien). Vergeblich.

Lange Zeit war es still um das „Chinesenviertel“, erst seit etwa dreißig Jahren wird die Geschichte der chinesischen Migration nach Hamburg allmählich erforscht, besonders der Historiker Lars Amenda hat sich des Themas angenommen, seine Doktorarbeit darüber geschrieben und zahlreiche Aufsätze verfasst. Eine Gedenktafel wurde aufgestellt, es gibt Rundgänge, Vorträge, Ausstellungen und Filme. Und zumindest auf einer symbolischen Ebene werden die Opfer der „Chinesenaktion“ nachträglich als Verfolgte des Nationalsozialismus anerkannt: Für Woo Lie Kien und Chong Tin Lam wurden bereits Stolpersteine verlegt, weitere vierzehn Steine für die Verstorbenen sollen im Februar nächsten Jahres auf Initiative des St. Pauli-Archivs folgen.

## **Erhellend, irritierend, aufschlussreich: Drei Neuerscheinungen zu China aus letztem und diesem Jahr**

**Hilke Veth**

**Thomas Kohlwein (Hrsg): Europa Erlesen Hongkong.** Klagenfurt/Österreich: Wieser Verlag 2019, 440 S., ISBN 978-3-99029-273-0. – € 14,95. Ein handliches, grünes Bändchen für geistige Spaziergänge durch die Geschichte Hongkongs. Es versammelt auf fast 400 Seiten Dokumente aus mehr als dreizehn Jahrhunderten. Was für eine Fülle von Eindrücken, Ereignissen, Erzählungen! Zu Anfang die Reisebeschreibung der „chinesischen Lokalität“ Kanton und deren Hafen, von dem aus das Reich angeblich über 200 Großstädte versorgt haben soll, aufgezeichnet von einem muslimischen Kaufmann im 9. Jahrhundert. Gegen Ende der Bericht des letzten britischen Kolonial-Gouverneurs Chris Patten. Er erzählt von den Schwierigkeiten seines Amtes und der Demokratisierung am Ende der Kolonialherrschaft, kurz vor der Rückgabe des

Pachtgebietes an die Volksrepublik (1998). Dazwischen: Eindrücke von portugiesischen, englischen, holländischen, französischen, deutschen Reisenden über die Umgebung, Möglichkeiten des Handels, über die den Händlern gegenüber misstrauischen Chinesen, über die portugiesische Niederlassung in Macao. Eine der ersten Amerikanerinnen, die dort um 1830 lebte, Harriet Low, beschreibt ihre Wanderung auf der Insel Lappa. Der englische Missionar und Diplomat George T. Lay den Opiumhandel in Hongkong vor den Opiumkriegen. Es gibt Informationen zu den ersten Tagen in der Kolonie und der entstehenden Stadt, Victoria City. Rechtfertigungen des britischen Diplomaten James Bruce Elgin für den Angriff auf Kanton 1857. Und...und...Die Geschichten werden eindrucklicher, zeichnen das chinesische Umfeld und die sich

entwickelnde britische Kolonialgesellschaft genauer. Gedichte, Satiren, Impressionen, Auszüge aus Tagebüchern, aus Romanen, von bekannten und unbekanntem Autoren, englischen, amerikanischen, wenigen deutschen, einigen chinesischen, wie immer wenige von Frauen. Aktuell interessant: Notizen eines Arztes über die Pest 1884. Ein Bericht von Christopher Isherwood über die Schlacht um Hongkong 1941, nichts über die 3 1/2-jährige Besatzungszeit durch die Japaner danach. Einiges über die Jahre nach der Gründung der Volksrepublik: über verschärfte Grenzkontrollen, illegale Grenzüberquerungen, auch Abschiebung von Flüchtlingen... Hongkong wird eine Megacity. Soziale Konflikte, Spannungen zwischen Arm und Reich werden nur am Rande erwähnt. Wer sich für einen Autor, eine Autorin, ein Thema interessiert, findet im Anhang ein hilfreiches Quellenverzeichnis.

Zusammengestellt hat den Band Thomas Kohlwein, österreichischer Publizist und Fotograf. Ein vielschichtiges Kaleidoskop der Entwicklung der Stadt, auf die der Westen und sicher auch der Osten augenblicklich mit großer Sorge schauen. Kohlweins Blick ist ein „westlicher“, nur wenige Chinesen kommen zu Wort. Gerechtfertigt wird diese Sichtweise dadurch, dass die Reihe, in der das Werk erscheint, „Europa erlesen“ heißt, eine vor 22 Jahren gegründete Reihe von Reiseliteratur-Bänden. „Erlesen“ ist auch der Band über Hongkong im doppelten Sinn des Wortes.

**Wolfram Elsner: Das chinesische Jahrhundert. Die Nummer eins ist anders.** Frankfurt/Main: Westend Verlag 2020, 384 S., ISBN 978-3-86489-261-5. – € 24,00.



Die Leistungen der Volksrepublik China beschäftigen den Volkswirtschaftler Wolfram Elsner in seinem Werk „Das chinesische Jahrhundert“. Ein wichtiges und zugleich ärgerliches Buch. Wichtig, weil es gegen Desinteresse an dem Land informieren, mit Vorurteilen und Verurteilungen aufräumen und zum Verständnis beitragen will.

„Die westliche Brille absetzen“, „von China lernen“, „kritische Solidarität“ – das ist sein Plädoyer. Dabei geht er immer von gängigen westlichen Vorurteilen aus wie „Oje, Planwirtschaft“, „Oje, Staatseigentum“, „Alles Arbeitssklaven“, „Arme Bauerndörfer und Monsterstädte“, „Größter Umweltverschmutzer“, „Die Neuerfindung der Diktatur“ etc. und widerlegt sie. Irritierend, ja ärgerlich

ist, dass Kritik benannt, jedoch klein geredet wird – nicht selten grob vereinfachend. Der leninistisch organisierte chinesische Staatsapparat mit seinen Machtinstrumenten gerät nicht ins Blickfeld. Westliche Werte wie Demokratie, Menschenrechte, Freiheit werden relativiert. Die westliche Geschichte, die westlichen Medien werden vereinfachend diskriminiert. Man mag zwar kritisch gegenüber den USA und seiner imperialistischen Politik sein, aber warum das Land immer nur Imperium nennen? Letztlich, so scheint es, hat der Autor eine kommunistisch-beschönigende Brille aufgesetzt. „Von China lernen“ war auch der Slogan der deutschen Kommunisten um 1970. Und dennoch: Ein möglichst offener Blick für das aufstrebende Land ist notwendig, für partnerschaftliche Kooperation auf wirtschaftlichen und kulturellen Gebieten, dabei sollten jedoch Interessen offengelegt und Kritik nicht verschwiegen werden.

**Peter Frankopan: Die neuen Seidenstraßen. Gegenwart und Zukunft unserer Welt.** Berlin: Rowohlt-Verlag 2019, 352 S., ISBN 978-3-7371-00001-4. – € 22,00 (TB € 12,00; eBook € 9,99).

Empfehlen möchte ich, mit kleinen kritischen Anmerkungen, Peter Frankopans „Die neuen Seidenstraßen“. Mit seinem neuen Buch knüpft der englische Historiker an seinen Weltbestseller „Licht aus dem Osten“ an. Dieses Mal steht im Zentrum seiner Betrachtung das chinesische Infrastrukturprojekt „One Belt, One Road“ [*ein (Wirtschafts-) Gürtel, eine Straße*], auch „Belt-Road-Initiative“ genannt: der Umgang der asiatischen Staaten damit einerseits und der des Westens, insbesondere der der USA andererseits. Durch die Wieder- und Neubelebung alter Ost-West-Handelsrouten, finanziert mittels Milliardenkrediten von China, wird die seit zweihundert Jahren währende Herrschaft des Westens in Frage gestellt. Für ganz Asien haben schon vorher hoffnungsvolle Zeiten begonnen. Denn insbesondere in den zentralasiatischen Ländern lagern wertvolle Bodenschätze, deren Nutzung Reichtum verspricht. Seit mehr als zwanzig Jahren haben dortige Länder neue Formen der Zusammenarbeit untereinander entwickelt. Multilaterale Institutionen wie die Asian Development Bank, BRICS-Treffen – eine Vereinigung aufstrebender Volkswirtschaften (Brasilien, Russland, Indien, China, Südafrika) –, bilaterale Abkommen, Joint-Venture von Ölgesellschaften, transnationale Stromnetze, Eisenbahnen, Pipelines, militärische und geheimdienstliche Zusammenarbeit finden statt. Wenn es auch nicht ohne Streitereien, Rivalitäten und Konflikte abging bzw. abgeht.

Als am 6. September 2013 der chinesische Ministerpräsident Xi Jinping in der Hauptstadt von

Kasachstan eine Rede zur Belebung der alten Seidenstraßen hält und wenig später das Zentralkomitee der KPCh die entwicklungsorientierte Finanzierung der Infrastruktur von Nachbarländern beschließt, entsteht ein neuer Fokus: Peking. 2015 stellt die China Development Bank 850 Milliarden Dollar für 800 Projekte der One Belt, One Road Initiative bereit. 80 Länder sind beteiligt, 4,4 Milliarden Menschen, 63% der Weltbevölkerung. Es geht angeblich nicht nur um wirtschaftliche, sondern auch um ideelle Ziele: Austausch, gegenseitiges Lernen, Koexistenz, Verständnis, Frieden, Respekt, Vertrauen.

Das hört sich wunderbar an. Ist aber bestimmt von Chinas Interessen und seinen langfristigen Planungen: seinem steigenden Energie- und Rohstoffbedarf, der Notwendigkeit, Überkapazitäten im Ausland abzusetzen, auch Sicherheitsüberlegungen. Kein selbstloser Plan, sondern am Profit von Aktionären und dem Wohl des Staates ausgerichtet. Das zeigt sich u.a. daran, dass 89 % der Aufträge an chinesische Firmen vergeben werden, örtliche Eliten sich bei den Projekten bereichern, der Umweltschutz nicht ernst genommen wird, einige Länder (wie Pakistan, Kirgisistan, Laos etc.) sich problematisch verschulden, andere sich in gefährliche Abhängigkeit begeben (Indien, sogar Australien beugen sich chinesischem Druck gegen eigene Interessen).

Während sich die USA, insbesondere unter Trump, isolieren und Europa durch den Brexit, Rechtsradikalismus und die Flüchtlingsproblematik mit sich selbst beschäftigt ist, plant China die Verbreitung der chinesischen Zivilisation. Frankopan bietet eine detaillierte Momentaufnahme der Verhältnisse und zeigt auf, wie die Straßen nach Peking zu Straßen der Rivalität, insbesondere zwischen China und den USA führen. Trumps Leitsatz „America first“ scheint eher die Schwäche der Weltmacht zu zeigen als der Realität zu entsprechen.

Die Straße in die Zukunft sieht der Autor von Wettbewerb, Positionskämpfen und neuen Allianzen bestimmt. Chinas Vorteil darin: sein Multilateralismus, der dem Land im Mittleren und Nahen Osten die Türen öffnet. Wenn auch nicht alle seine Initiativen willkommen sind. Und der Druck aus den USA (Iransanktionen, Steuern) es hart trifft. Das Fazit: „Wir leben in einem asiatischen Jahrhundert.“

Aufmerksame Zeitungsleser mögen viele der Beispiele, die Frankopan aufführt, bekannt sein. Den Überblick beim Lesen der Studie zu behalten, ist nicht leicht. Und doch: Mich überzeugt, dass der Historiker vorsichtig analysiert, mehr Fragen stellt als mit einfachen Einordnungen der Komplexität der Geschichte einen eindeutigen Sinn und eine Richtung zu geben.

## Buchempfehlungen

**Hans-Joachim Bieber (Hrsg.): Dietrich Seckel. Berichte aus Japan. Briefe an seine Mutter: Hiroshima 1936 bis Tokyo/Urawa 1941.** Monographien, hrsg. vom Deutschen Institut für Japanstudien (Bd. 64). München: iudicium Verlag 2020, 618 S., 175 Abb., ISBN 978-3-86205-052-9. – € 82,00.

Dieses Buch ist eine Bereicherung für alle Japankenner und -freunde, die sich für Geschichte, Kunst und Kultur Japans und das Verhältnis Deutschland-Japan interessieren. Als Dietrich Seckel 1936 nach seiner sehr erfolgreichen Promotion über Hölderlin das Angebot bekommt, als Lektor nach Japan zu gehen, greift er zu. Es erscheint ihm erst einmal besser, in Hiroshima an einer Kadettenschule und Kotogakko (eine Oberschule in Japan, an der seinerzeit Deutsch Pflichtfach war) tätig zu werden. Er leidet unter dem immer stärker werdenden Nationalismus und hofft, aus der Distanz die Entwicklung abwarten zu können, um später, wenn der „Spuk“ vorüber ist, seine akademische Laufbahn in Deutschland fortsetzen zu können.

Schon auf der Ausreise, auf der „Hokazaki Maru“, einem japanischen Fracht- und Passagierschiff, beginnt er, seiner Mutter ausführlich zu schreiben. Man darf annehmen, dass die Briefe als Tagebuch-Ersatz gedacht sind. Seine wache Auffassungsgabe und die Fähigkeit, das Erlebte sehr lebendig und spannend wiederzugeben, machen es dem Leser leicht, sich in das Buch hineinzulesen. Der kleine Druck, wohl dem umfangreichen Stoff geschuldet, ist dabei leider etwas erschwerend.

Der Leser erlebt mit, wie der junge ambitionierte Germanist sich zunächst völlig unvoreingenommen mit der Lebensart der Japaner, ihrer Kultur und Geschichte auseinandersetzt und hineinwächst. Enttäuschungen im beruflichen Bereich bleiben nicht aus. Er kompensiert diese durch Reisen, mit denen er seine kunsthistorischen Interessen (er hat auch einige Semester Kunstgeschichte studiert) vertiefen und befriedigen kann. Dabei lernt er die Landschaften Japans, die Architektur, Kultur und auch die Menschen dort kennen und lieben. Auch seine Informationen über das japanische Schul-

wesen sind äußerst wertvoll. Dazu gibt er intensive Einblicke in sein Leben im Kontext der Zeitgeschichte, die er sehr kritisch und mit Sorge beobachtet. Hinzu kommen seine Begegnungen mit vielen Deutschen in Japan, auch bekannten Persönlichkeiten, wie Lily Abegg, Walter Donat, Eduard Spranger, Karlfried Graf Dürckheim, Botschafter Eugen Ott, Robert Schinzinger, um nur einige zu nennen. Der Nationalsozialismus holt ihn dann auch in Japan ein. Man merkt dies an seinen Briefen, er beginnt seine Texte zu verschlüsseln und seine sonst deutliche Kritik verstummt fast. Im März 1939 zieht er nach Urawa, einem Vorort von Tokyo, wo er neben dem Unterricht an einer Koto-gakko auch einige Vorlesungen an einer Universität in Tokyo halten kann und sich eine anspruchsvollere Tätigkeit erhofft. Wie viele glaubt auch er, dass der 1939 ausbrechende Zweite Weltkrieg rasch vorbei sein würde. Ein Irrtum, 1941 erlischt der Briefwechsel, einige Telegramme gehen noch über Südamerika, dann gibt es bis 1947 keine Kontakte mehr zur Familie.

Wie sein Leben weitergeht, erfährt man durch die vom Herausgeber sorgfältig erstellte Biographie. Die verbleibenden Jahre nutzt er für intensive kunsthistorische Studien, mit Kontakten zu japanischen Kunsthistorikern und Museen. Damit er beruflich weiter tätig sein und an der Lebensmittelverteilung der Deutschen Botschaft teilnehmen kann, auf die man in der desolat gewordenen Versorgung angewiesen ist, muss er dann doch noch Mitglied der NSDAP werden. Dadurch hat er nach dem Krieg trotz vieler Fürsprache, auch von US-Offizieren, keine Möglichkeit, in Japan zu bleiben, und wird wie die meisten Deutschen 1947 repatriert. Der Neubeginn in Deutschland ist schwer. Seine Laufbahn als Germanist bleibt ihm verwehrt. Dafür ermöglichen ihm seine japanischen kunsthistorischen Studien den Weg an die Universität. Er wird zum Schluss der erste deutsche Ordinarius für ostasiatische Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg. Ein beeindruckender Lebensweg. Vervollständigt wird das Buch durch ein sehr gutes Literaturverzeichnis und akribisch erstellte Orts- und Namensregister.

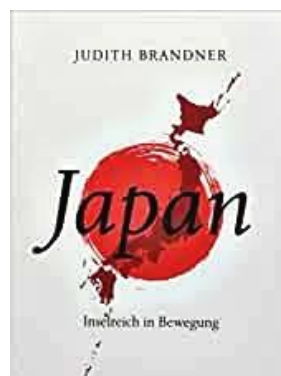
Freya Eckhardt

**Judith Brandner: Japan. Inselreich in Bewegung.** Salzburg - Wien: Residenz Verlag 2019, 221 S., 30 teils farbige Abb., ISBN 978-3-7017-3489-4. – € 22,00.

Die österreichische Japanologin, Radiojournalistin und Autorin richtet in ihrem neuen Buch den Fokus auf drei einschneidende Ereignisse, die das moderne Japan geprägt haben: die Öffnung gegenüber dem Westen in der Mitte des 19. Jahrhunderts

(die von der Ostasienflotte der USA unter dem Kommando des Marineoffiziers Perry erzwungen wurde), die ersten Atombombeneinsätze der Weltgeschichte 1945 und die Dreifachkatastrophe vom 11. März 2011 in Fukushima.

Das moderne Japan begann 1868 mit der sog. Meiji-Restauration. Das Feudalsystem (das Shogunat) wurde abgeschafft und dadurch die Macht des Kaisers gestärkt. Schon 1871 brach die hochrangige „Iwakura-Mission“ in die USA und nach Europa auf, um auf mehreren Gebieten – Bildungswesen, Rechtswissenschaften, Medizin, Heereswesen, Industrie und Technik – neue Erkenntnisse zu gewinnen, mit dem Ziel, Japan nach westlichem Muster zu einer imperialen Großmacht aufzubauen. Was auch bald gelang.



Das Ende des Zweiten Weltkriegs, die „Stunde Null“ am 6. August 1945, erzählt die Autorin aus Sicht einer 13-Jährigen, die in 1,8 km Entfernung die Explosion der vernedlichend „Little Boy“ genannten Atombombe über Hiroshima erlebte und überlebte. Nur drei Tage später klinkte ein

B29-Bomber „Fat Man“ über Nagasaki aus. Hier und in „Großstadtsplitter“, „Landsplitter“ und an anderer Stelle schildert Judith Brandner eindrucksvoll Begegnungen mit Zeitzeugen und engagierten Menschen, die sich z.B. für die Abschaffung der Atomenergienutzung einsetzen oder gegen die Abschaffung des Artikels 9 ihrer Verfassung, der kriegerische Aktivitäten und den Unterhalt von Streitkräften verbietet.

Als die Atombomben fielen, war Japan längst besiegt, durch Bombenangriffe aus der Luft – nur die südliche Inselgruppe Okinawa wurde durch eine, auf beiden Seiten verlustreiche Bodeninvasion eingenommen –, wobei die Städte in Flammen aufgingen und Hunderttausende Japaner ums Leben kamen. Japans Kriegsgegner (Truman, Churchill und Stalin) hatten eine bedingungslose Kapitulation verlangt, doch die japanische Militärregierung zögerte darauf einzugehen, um nicht womöglich ihren „Gottkaiser“ vor einem US-Kriegsgericht erleben zu müssen. Die Gegenseite signalisierte kein Entgegenkommen. Man kann annehmen, dass die USA Japan bewusst hinhielten, weil sie die im Bau befindlichen zwei Typen von Atombomben (Uran und Plutonium) testen wollten. Japan kapitulierte wenige Tage nach den Abwürfen am 15. August. Die amerikanische Besatzungsmacht verbot, den Begriff „Atombombe“ zu verwenden, der „Press

Code“ erlaubte keinerlei Kritik an der Besetzung. Während die USA versuchten, die entsetzlichen Atombombeneinsätze einerseits zu rechtfertigen und andererseits für Forschungszwecke zu nutzen, hielt sich die japanische Regierung zurück, die Überlebenden (jap. „hibakusha“) wurden sich selbst überlassen. Sie und ihre Nachkommen fühlten sich ungerecht behandelt, im Stich gelassen und von den Mitmenschen diskriminiert, weil die „Strahlenkrankheit“ als ansteckend und genschädigend galt. Eine Folge des Verschweigens ist, dass den jungen Leuten heute das Basiswissen über den Zweiten Weltkrieg völlig fehlt, wie die Autorin auf einer Lehrveranstaltung in Japan feststellen musste. Auf der anderen Seite verliehen die atomaren Katastrophen Japan einen Opferstatus, der seine eigenen Kriegsverbrechen in China und Südostasien in den Hintergrund treten ließ.

Sehr geschickt entwickelte die Atommacht USA 1953 den Propagandafeldzug „Atoms for Peace“ für die friedliche Nutzung der Atomenergie. Die Menschen ließen sich überzeugen und schon nach zehn Jahren gingen in Japan die ersten Atomkraftwerke in Betrieb.

Den größten Raum in Brandners Buch nimmt „Fukushima“ ein. Brandner hielt die verheerende Kettenreaktion von Erdbeben, Tsunami und nuklearem Super-Gau in Tagebuchnotizen fest und reiste ein halbes Jahr später, im Herbst 2011, zu Lehraufträgen nach Nagoya, besuchte Evakuierte in ihren Massenquartieren, traf Helfer und Aktivisten und schrieb ihr erstes „Post-Katastrophen-Buch“.<sup>1</sup> In der Folge unternahm sie Jahr für Jahr Reisen in diese Gegend. 2016 drehte sie zum fünften Jahrestag eine Dokumentation für das ORF-Weltjournal und im Mai 2018 buchte sie ihre erste geführte Studienreise in das Katastrophengebiet.

Etwas unvermittelt, aber durchaus interessant, taucht am Ende des Buches die Geschichte der deutsch-österreichischen Familie Schreck auf. Sie begann 1920 mit dem U-Boot-Ingenieur Hermann Schreck aus Hamburg, dessen spezielle Motor-Kenntnisse in Japan gesucht waren. Im Anschluss arbeitete er für C. Illies & Co. in Tokyo, machte sich 1927 selbständig und gründete eine Niederlassung des österreichischen Stahlherstellers Schoeller & Bleckmann. Hermann Schreck und seine aus Schlesien stammende Frau Leocadia gestalteten ihr Leben ganz deutsch. Die Autorin verweist auf den deutschen Fleischer Lohmeyer in Omori und das „Café Europa“ des Konditors Carl Juchheim in Tokyo, der nach dem großen Kantō-Erdbeben 1923 wie viele andere nach Kobe umsiedelte. Die

<sup>1</sup> Judith Brandner: Japan. Außer Kontrolle und in Bewegung (2012).

vier Söhne wurden auf die Deutsche Schule Tokyo-Yokohama (DSTY) geschickt, später auf die Kaiser-Wilhelm-Schule (KWS) in Shanghai, die bis zum Abitur führte. In ihrem Sommerhaus in Karuizawa verbrachte die Familie wie die meisten Ausländer einen großen Teil der Kriegsjahre.

Der dritte Sohn Gerhard (1925-2017) lernte auf der KWS seine spätere Frau kennen: Uta Bormann-Milch (1925-2007), eine Tochter der Wiener Malerin Emma Bormann.<sup>2</sup> Sie heirateten 1951 und bekamen vier Kinder. Gerhard Schreck gründete eine eigene erfolgreiche Firma, die u.a. Stahlprodukte herstellte. Nach dem Tod des Vaters 1972 führte er dessen Geschäfte weiter. Inzwischen hatte die Familie die österreichische Staatsbürgerschaft angenommen. Das jüngste der Geschwister, Hedwig,<sup>3</sup> ist heute die einzige der Familie, die noch in Japan lebt.

Die Japan-Kennerin Judith Brandner bietet eine weitgespannte Themenvielfalt, die außergewöhnliche Einblicke in die Kultur, die jüngste Geschichte Japans und in menschliche Schicksale vermittelt.

Renate Jährling

### **Thomas Heberer: Ostpreußen und China. Nachzeichnung einer wundersamen Beziehung.**

Husum: Husum Druck- und Verlagsgesellschaft 2020, 204 S., reich bebildert, ISBN 978-3-89876-998-3. – € 19,95.



In diesem Buch verknüpft der Politik- und Chinawissenschaftler berufliches Interesse mit seiner Familienbiographie. Beginnend mit seinem familiären ostpreußischen Hintergrund untersucht er die Beziehungen zwischen der ehemaligen deutschen Provinz und seinem Forschungsgebiet China aus deutscher und chinesischer Perspektive, wobei er un-

veröffentlichtes Material in Archiven erschloss. Der Autor stellt fest, dass Ostpreußen hinsichtlich der deutschen Kontakte zu China eine erhebliche Rolle gespielt hat und das Interesse an der kleinen Region an der Ostsee in China größer zu sein scheint als heute in Deutschland. Ein chinesischer

<sup>2</sup> Vgl. Titelgeschichte in StuDeO-INFO Dez. 2005 und die Titelbilder von Dez. 2014 und diesem Heft.

<sup>3</sup> Hedwig Schreck ist StuDeO-Mitglied, wie es auch ihre Eltern waren.

Blogger fragte sogar: „Weshalb haben die Deutschen das Gebiet Ostpreußen vergessen?“

Die vier Porträts auf dem Buchdeckel sind Beispiele für die Rezeption ostpreußischer Persönlichkeiten in China. Prof. Cai Yuanpei, der in Leipzig u.a. Philosophie studiert und 1907 über Immanuel Kant promoviert hatte, erklärte als Präsident der Peking Universität Kants Philosophie zur Pflichtlektüre für Philosophiestudenten. Zum 200. Geburtstag Kants im Jahre 1924 sprach er an der Universität Königsberg über dessen Bedeutung für China.

Auch die Malerin, Graphikerin und Bildhauerin Käthe Kollwitz stammte wie Kant aus der ostpreußischen Hauptstadt Königsberg (seit 1946 russisch Kaliningrad). Sie wird in China sehr geschätzt. Der Schriftsteller Lu Xun, der neben ihrem Portrait abgebildet ist, empfahl ihre Werke den chinesischen Künstlern als Vorbild für die Darstellung von Unterdrückung und Armut. 1932 organisierte ein Buchladen in Shanghai die erste Ausstellung über ihre Werke und im Herbst 2015, siebenzig Jahre nach ihrem Tod, wurde sie im Nationalen Kunstmuseum in Peking mit der Sonderausstellung „Käthe Kollwitz: Der Mensch – kreatürlich, existentiell, sozial“ gewürdigt.

Ein Kapitel ist historischen Ereignissen und verschiedenartigen Beziehungen mit China gewidmet, angefangen mit Friedrich dem Großen, der sich für die chinesische Kunst und Kultur begeisterte, bis zu den Emigranten aus Ostpreußen zur Zeit des Nationalsozialismus. Zu der Vielfalt von ostpreußischen „Erinnerungsfiguren“ zählen der Buddhismusforscher Walter Liebenthal, der Sinologe und Jurist Herbert Müller aus Gumbinnen (ab 1924 in Peking Korrespondent der Frankfurter Zeitung und 1934-1945 Leiter des Deutschen Nachrichtenbüros), Ernst Boerschmann, der als erster eine Bestandsaufnahme der chinesischen Architektur vornahm, die Missionare Willy und Dorothea Matzat in Tsingtau und Irene Kunst in Hunan, die sich aufopferungsvoll für Blinde und Bedürftige einsetzte. Auch einige ostpreußische Mathematiker und Naturwissenschaftler gehören dazu, z.B. Leonard Euler, dessen „Königsberger Siebenbrückenproblem“ allen chinesischen Fachleuten ein Begriff ist, dann Teeimporteure und Händler, die den begehrten Bernstein schon im späten Mittelalter nach China exportierten, Schriftsteller, Vertreter der Komintern und in neuerer Zeit Künstler und Architekten mit Ostpreußenbezug. Zuletzt schneidet der Autor das aktuelle chinesische Großprojekt „One Belt, One Road“ an und erwähnt, dass Kaliningrad (Königsberg) als einer der Endpunkte der neuen Seidenstraße vorgesehen ist.

Es ist eine Freude, dieses Buch in der Hand zu halten. Ein fester Einband, leicht glänzendes Papier,

sehr gute Bildqualität. Man spürt die Sorgfalt der Herstellung. Dem Autor ist es wunderbar gelungen, das Thema in seiner Vielfalt eindrucksvoll darzustellen und sowohl mit interessanten einführenden als auch tiefgehenden Informationen anzureichern.

Renate Jährling

**Susanne Hornfeck und Nelly Ma: Mit Oma Wang durch den chinesischen Alltag.** München: dtv Verlagsgesellschaft 2019, 142 S., Illustrationen Katharina Netolitzky, ISBN 978-3-423-09548-8. – € 10,90.

Klein, aber lehrreich, interessant und amüsant. Oma Wang ist diejenige, die die alten chinesischen Bräuche und Rezepte dem Leser näherbringt, und der Enkel Songsong beschreibt dem Leser, wie es im modernen China zugeht. Der Text ist in chinesischer Schrift und Pinyin-Lautschrift dargestellt und ins – nicht wörtliche – Deutsche übersetzt. Wer Grundkenntnisse in Chinesisch hat, kann mit diesem Buch also auch seine Lesefähigkeit und seinen Wortschatz trainieren.

Die Fakten sind sehr interessant. So lernen wir in „Kleine Farbenlehre“ über Blau/Grün 青色 (qing sè): Qing kann blau, aber auch grün bedeuten. Qing tian bedeutet blauer Himmel, während qing shan die grünen Berge sind (S. 69). Oma Wang weiß diese Dinge, aber das Moderne leuchtet ihr oft nicht ein. – Der Sohn sagt bei Tisch: „Ratet mal, was ich heute gesehen habe? Vor der U-Bahn-Station saß ein Bettler und hat sein Handy den Leuten hingestreckt, um Geld zu erbetteln.“ „Mit dem Handy? Wie soll das gehen?“, fragt Oma Wang. „Das nennt man WeChat-Geldgeschenk,“ erklärt Songsong, „heutzutage wird bargeldlos gebettelt.“ Oma Wang sagt kopfschüttelnd: „Je länger ich lebe, desto weniger verstehe ich“ (S. 125). Das Büchlein – als drittes der dtv-Reihe zweisprachiger Bücher, siehe Rezensionen in StuDeO-INFO April 2010 und Juni 2013 – ist es wert, durchforstet zu werden, man kann es aber auch einfach nur als Lektüre nehmen. Diese Reihe sollte weitergeführt werden!

**Gret Surbek: „Im Herzen waren wir Indonesier.“ Eine Bernerin in den Kolonien Sumatra und Java 1920-1945.** Zürich: Limmat-Verlag 2007, 509 S., 75 Abb., 1 Karte, ISBN 978-3-85791-526-0. – € 36,80.

Indonesien, das ferne, tropische südostasiatische Land, eröffnet sich dem Leser in den schicksalsträchtigen Jahren zwischen 1920 und 1945, während der holländischen Kolonialzeit, als es den Namen Niederländisch-Indien trug.

Gret Surbek ist eine kultivierte junge Schweizerin. Trotz ihrer Jugend reist die intelligente, aufgeschlossene 19-Jährige Bernerin von der Schule weg zu ihrem „jungen, gutaussiehenden, vielversprechenden Mediziner“ in das Land „der anmutigen braunen Bewohner“. Ihr lebhafter Bericht ist ein wertvolles Zeitdokument, das alle Facetten ihres Lebens dort und des Schicksals der weißen Oberschicht im entfernten Sumatra vorurteilsfrei vermittelt. Das Ehepaar zeigt sich mit Begeisterung an allem interessiert, was ihre „neue Heimat“ ihnen an Unbekanntem und Bereicherndem zu bieten hat. Dazu lernen sie sofort mit großem Eifer die Landessprachen, was ihnen den Weg zu den Einheimischen, ihrer Mentalität, Natur und Kultur erleichtert. Die Überheblichkeit vieler Holländer der indigenen Bevölkerung gegenüber ist ihnen völlig fremd.

Gret und Kurt Surbek sind ein reisefreudiges, belebtes Ehepaar, sie pflegen intensiven Kontakt zu den Persönlichkeiten ihrer Umwelt, wodurch der Leser detaillierte Einblicke in die Kautschuk-, Tee- und Kaffee-Verarbeitung, die Ölförderung im tropischen Regenwald und auch in die Archäologie und den Kulturschatz der jeweiligen Regionen erhält.

Das Berufsleben des damaligen Tropenarztes Kurt Surbek bedeutet für die Familie häufigen Wohnortwechsel zu den verschiedensten Plantagenspitälern – einmal mitten im Dschungel, dann wieder an idyllischen Wunschorten; schließlich siedeln sie nach Bandung auf Java über und erfüllen sich dort den Traum von einem eigenen Sanatorium, das sie mit großem Einsatz zu einer international gefragten Adresse ausbauen. Doch es zieht sie auch wieder nach Sumatra zurück.

Durch das ganze Buch ist als roter Faden eine große Liebe zu dem Land erkennbar, für das sie sich ganz und gar entschieden haben. Lassen wir hier Gret zu Wort kommen: „Wir standen der Schöp-

fung nicht gegenüber, sondern waren eins mit ihr – im ‚plus beau pays du monde‘ [im schönsten Land der Welt]“.

Der große dramatische Einschnitt kommt mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Die Tagebücher des Paares vermitteln ein hohes „Sensorium“ für die (heute bekannten) Konflikte der Zeit. „Schwer geprüft, aber auch gereift“ überlebt die Familie – Gret, Kurt und die Kinder Bernie und Gladys –, und es spricht für die menschliche Größe der Autorin, dass im Nachhinein die japanischen Besatzer nicht in Bausch und Bogen mit Hass bedacht werden.

Es ist ein beeindruckendes, mit Humor und Esprit, aber auch mit Eigenkritik und präziser Beobachtungsgabe gewürztes Zeitdokument, das man jedem Indonesien-Interessierten wärmstens empfehlen möchte.

Rosemarie Peitz-Külsen

Weitere Neuerscheinungen:

**Andreas H. Drescher: Complicius Complicissimus. Dokumentarischer Schelmenroman.** Saarlouis: Edition Abel 2020, Hörbuch, mp3 CD, ISBN 978-3-9820735-0-7. – € 19,90.

Das im deutschsprachigen Bereich heute weitgehend vergessene Leben des Ignaz Trebitsch, Ignatius Timothy Trebitch-Lincoln, Abraham Schwarz, Ignaz Thimoteus Trebitsch, Moses Pinkeles oder auch Chao Kung (Zhào kōng) war so vielfältig wie die Zahl seiner Namen. (Rezension wird nachgereicht.)

**Dorothea Wippermann: Richard Wilhelm. Der Sinologe und seine Kulturmission in China und Frankfurt.** Gründer, Gönner und Gelehrte. Biographienreihe der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Societäts Verlag 2020, 281 S., illustriert, ISBN 978-3-95542-377-3. – € 15,00.

## Vermischtes

### Leserbriefe

Vielen Dank für die vorherige und diese Ausgabe von StuDeO. Ein kurzer Blick in die letzte Ausgabe und ich sehe, dass nicht nur in Harbin, sondern auch in Tsingtau 1911 eine Pestepidemie ausgebrochen war. Auch die Geschichte von Manfred Boekenkamp jun., insbesondere der Hsinking-Teil zeigt, dass deutsche Ingenieure (aber auch japanische) von den Sowjets eingesetzt wurden, um die japanischen und chinesischen Fabriken und Anla-

gen in der Mandschurei zu demontieren, die dann nach Sowjetrußland verschleppt wurden. Die Plünderungen hatten ein so enormes Ausmaß, dass sogar chinesische Kommunisten sich in Moskau beschwerten, um sie zu stoppen. Einwohner von Harbin erinnern sich an lange Güterzüge mit der Beute, die dort nicht hielten, aber deren Lärm man Tag und Nacht hörte.

Jerzy Czajewski, Szczecin

Ihr leistet soooo tolle Arbeit und die Berichte sind immer so spannend zu lesen. Ganz Klasse! Auch

eure historische Foto-Arbeit ist fantastisch! Bewundernswert.

Almut Dunnington geb. Nonnenmann, GB

---

Es gibt wieder so viel Interessantes darin zu lesen! Besonders die Indonesien-Artikel sind für mich natürlich wieder ein Blick in meine Vergangenheit. Nun weiß ich auch endlich mehr über die Sarangan-Deutschen! Die hatten ja ein beinahe idyllisches Leben im milden Klima, an einem herrlichen Bergsee! Ich hätte es aber nicht tauschen wollen gegen das heiße Padang am Strand des Indischen Ozeans. Jetzt weiß ich also auch, woher die „neuen“ Deutschen kamen, die nun auch die Insel Onrust mit uns bevölkerten. Schwester Lydia hatte uns noch gewarnt: „Die hatten dort eine ausgezeichnete deutsche Schule, blamiert euch nicht,

wenn sie die Klassen jetzt mit euch teilen!“ Sie brauchte sich keine Sorgen zu machen: Der Junge, der zu Hans und mir in die 5. Klasse kam, war keine große Leuchte, und er benahm sich beim Klettern in den kleinen Tamarindenbäumen sehr unbeholfen, also hatte er nicht so wie wir den Siamangs [*eine Gibbon-Art*] im Dschungel hinter Padang das Klettern anschauen können. Macht nichts, die Schule löste sich bald ganz von selber auf, man zog das Meer und das Fischen vor, und es war nicht mehr lange, bis wir dieses Paradies verließen.

Helmut Hausknost, Canada

---

Es ist plausibel, sollte vielleicht aber trotzdem noch einmal betont werden, dass die vielen StuDeO Online Seiten in diesen Zeiten besonders

nützlich/informativ und teilweise sogar unterhaltsam sind!

Thomas Kampen

---

Ich lese mit großem Interesse die Flucht/ Repatriierungsgeschichten von Manfred Bökenkamp und den Frauen – Adeline Brunner sowie Heidi v. Leszczynski –, die alle etwa unserer Geschichte ähneln, besonders die von Bökenkamp. Ich denke jetzt immer öfter daran, wie unsere Mutter das Leben

damals mit fünf kleinen Kindern geschafft hat, nachdem der Mann Mai 1945 von den Russen verhaftet wurde und verschwand, wir Unpersonen flohen aus dem Haus – Maren wurde erst im November 1945 geboren.

Sybille Krägel geb. Rasmussen

---

Das Lob trifft auf gute Recherchen zu, auf die bunte Vielfalt und Auswahl, auf die ausgewogenen und in sich stimmigen Inhalte rundum.

Öfter heißt es auch: „Dies oder jenes hatte ich längst vergessen. Beim Lesen jedoch war die Erinnerung urplötzlich wieder da.“

Paul Kroh

---

Das Juni-Heft hat mich sehr interessiert, besonders der Bericht über die Pestabwehr. Welche Aktualität

zu unseren heutigen Erlebnissen...

Heidi v. Leszczynski

---

Mit besonderem Interesse habe ich den Beitrag von Adeline Brunner über ihre Repatriierung aus China auf der „Marine Robin“ gelesen, auf der auch mein Wilhelm (ebenfalls 15-jährig) mit seinem älteren Bruder Hellmut [Matzat] von Tsingtau aus repatriert wurde. Er hat immer wieder viel über dieses einschneidende Erlebnis und das Leben an Bord erzählt, auch dass Pfarrer Müller seinem Bruder für dessen angestrebtes Theologie-Studium die ersten Hebräisch-Kenntnisse beibrachte; aber im Zusammenhang und mit diesem Detailreichtum war mir vieles neu und interessant.

Karla Matzat

Red.: Als ein Nachtrag zum Biener-Bericht „Pestabwehr“ ein Leserbrief von Dr. Wilhelm Matzat (1930-2016) aus StuDeO-INFO Juni 2015, S. 46: „Prinz Heinrich von Preußen und Prinzessin Irene [*dazu StuDeO-INFO Dez. 2017, S. 13-17*] wollten ja nicht nur Japan besuchen, sondern natürlich auch Indien und Tsingtau etc. Das Paar war bis Colombo gekommen, da gab es in Asien wieder Pestalarm, so dass das Paar (oder der Kaiser) beschloss, nach Deutschland zurückzukehren. In Tsingtau war man 1911 auch enttäuscht, denn man hatte ein großes Besuchs- und Besichtigungsprogramm entworfen und vorbereitet – alles umsonst.“

Unsere zweimonatige [coronabedingte] Absper- rung hat mich an den Hausarrest meiner Familie in Peking (7 Wochen und 1 Tag ab 26. September 1950) erinnert. Damals hatten wir ständig Polizisten im Hause! Die jetzige Wiederholung hat mich nicht gestört, ich konnte mich beschäftigen. Zwei Monate nach unserer damaligen Befreiung (meinen Vater sah ich nie wieder) wurde ich nach Italien geschickt, und zwar in Begleitung meines Firmpaten Dr. Giulio Borea Regoli; dieser wurde aber in Tientsin festgenommen und abgeführt (und starb später im Gefängnis). Glücklicherweise war der italienische Jesuitenpater Andrea Tam, der meine Eltern kannte, mit an Bord und nahm mich in seine Obhut bis nach Mailand.

Die Reise erfolgte auf drei Schiffen: Tientsin – Hongkong auf der „Poyang“, weiter nach Singapo- re auf der „van Heusen“ der niederländischen Ro- yal InterOcean Lines, Singapo- re – Genua auf der „Sorrento“ der italienischen Flotta Laura. Meine Mutter verließ Peking wenige Tage nach dem Tod ihres Mannes mit meiner Schwester und zwei Brü- dern und kam Anfang November in Italien an.

StuDeO hat mich an Kiessling und Bader erinnert. Mit großem Interesse habe ich die Artikel über Kiautschou gelesen, insbesondere bezüglich der Selbst- verwaltung der Dorfbewohner: Dies erklärt wohl die auch heute noch freundliche Aufnahme der deutschen Besucher!

Marino Riva, Italien

Red.: Marino Riva, geb. 1937, besuchte die Deut- sche Schule in Peking. Sein Vater Antonio Riva wurde 1950 mit anderen Ausländern und Chinesen verhaftet, unter dem Vorwurf der Spionage im Auftrag der USA-Regierung. Die Urteile des „Militärischen Überwachungskomitees Beijing der Volksbefreiungsarmee“ wurden am 17.8.1951 ge- sprochen: Riva und sein Nachbar, der Japaner Ya- maguchi, wurden zum Tode verurteilt und am sel- ben Tag hingerichtet, die anderen, u.a. der deut- sche Kaufmann Walter Genthner (ebenfalls ein Nachbar) und der französische Buchhändler Henri Vetch, erhielten langjährige Freiheitsstrafen. Quel- le: Volkszeitung vom 18.8.1951 (StuDeO-Archiv \*3299).

## Allelei

**Die Christuskirche in Qingdao (Tsingtau)** feiert das 110. Jubiläum seines Bestehens. Den Weihe- gottesdienst am 23. Oktober 1910 hielt damals Oberpfarrer Ludwig Winter (s.u.) und die Orgel

spielte Lehrer Reinhard Schuhmann (Vater unseres Mitglieds Wolfgang Schuhmann). Quelle: Wilhelm Matzat in [www.tsingtau.org](http://www.tsingtau.org) und StuDeO-INFO Dez. 2010, S. 30-34.

**Tsingtau und Wilhelmshaven. Von Kolonie zu Kolonie.** Ausstellung im Küstenmuseum Wil- helmshaven vom 26.9.2020 bis 11.4.2021. Öff- nungszeiten: Di.-So.: 11-17 Uhr. Adresse: Weser- straße 58, [www.kuestenmuseum.de](http://www.kuestenmuseum.de).

Das Küstenmuseum widmet sich in dieser Sonder- ausstellung zwei Hafenstädten, die beide im 19. Jahrhundert als Flottenstützpunkte gegründet wur- den: Mit dem „Jade-Vertrag“ vom 20.7.1853 kauf- te das Königreich Preußen vom Großherzogtum Oldenburg ein großes Gebiet am Jadebusen zur Er- richtung eines Stützpunktes der preußischen Mari- ne an der Nordsee, mit dem am 6.3.1898 mit dem Chinesischen Kaiserreich abgeschlossenen „Kiautschou Pachtvertrag“ wurde – nach der Besetzung eines Küstenabschnitts der Provinz Shandong – der Besitz eines deutschen Flottenstützpunkts in Ost- asien besiegelt.

„Über die starken Parallelen in Geschichte und Archi- tektur hinaus waren die beiden Städte vor allem durch die dort lebenden Menschen verbunden“, heißt es im Faltblatt. Diese Verbundenheit wird in der Ausstellung veranschaulicht durch die Biogra- phien von Minna Stielow (Pension „German

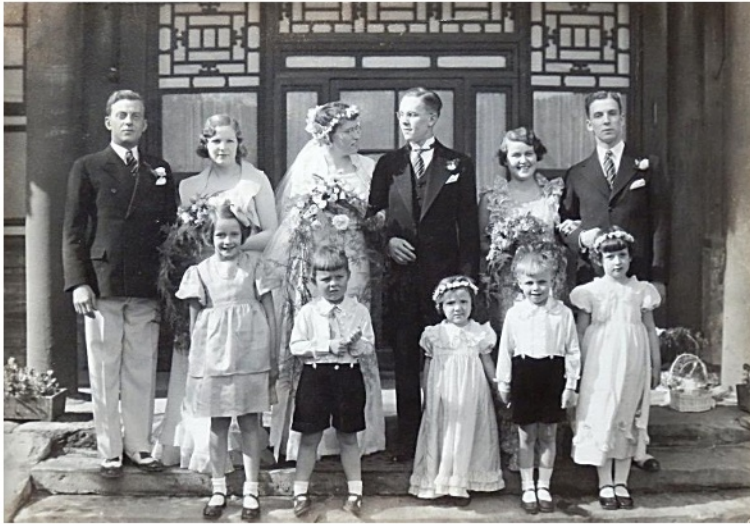
House“), von der Ärztin Dr. Elise Troschel und ih- rem Mann, dem Hafenbaumeister Ernst Troschel, sowie dem Gouvernementsoberpfarrer Ludwig Winter (s.a. S. 6f). Einen eigenen Raum nimmt der Sittenroman „Jin Ping Mei“ ein, den die Brüder Artur und Otto Kibat aus Wilhelmshaven in jahr- zehntelanger Arbeit übersetzt haben.

Seit 1992 besteht wieder eine interkulturelle Be- ziehung zwischen den beiden Städten durch eine Hafenpartnerschaft.

Unser Mitglied Gerlinde Pehlken (wir berichteten über ihre gelungene Ausstellung in Oldenburg Herbst 2019) hat auch dem Küstenmuseum zuge- arbeitet. Herr Kaster (vgl. Gert Kaster/Stadtarchiv Qingdao: Die Vogelschaupläne von Tsingtau, 2018) hielt am 26.9. den Einführungsvortrag, in dem er die Gemeinsamkeiten der beiden Städte Wilhelmshaven und Tsingtau/Qingdao heraus- arbeitete. Am 7. Oktober sprach Frau Pehlken im Kultur-Café des Museums zu dem Thema „Ein Leben fern der Heimat“. Dabei stellte sie das Alltagsleben im „Schutzgebiet“ vor, zitierte aus Briefen von Oldenburgern und schilderte die Um- gangssprache zwischen Chinesen und Deutschen.

## Ein Bild und seine Geschichte: Hochzeit in Peking 1935

Das Brautpaar Hildegard Sterz und Ernst Jährling (1915-1989 bzw. 1905-1989) ist umrahmt von seinen Trauzeugen und den Blumenkindern. Mit Jörn Anner (2. v. rechts) ist nun am 21. Mai 2020 das letzte der Blumenkinder mit 91 Jahren verstorben. Seine Mutter Olga war Dänin, sein Vater Walter Anner arbeitete als Kaufmann, zuletzt im Juweliergeschäft Clémann in der Legation Street. Jörn hält die jüngste Clémann-Tochter Marthali (1932-2014) an der Hand. Rechts steht Irmchen Marschall (1929-2009) und ganz links ihre Schwester Ursi (1927-1995) – zwei der fünf Töchter von Adolf und Franziska Marschall. Der zweite Blumenjunge ist Friedl Heiss (1929-2004), dessen Vater Rudolf Heiss, ein Österreicher, zusammen mit Adolf Marschall das bekannte „Nord-Hotel“ in der Hatamen Straße betrieb.



*Im Elternhaus von Hildegard Sterz in Peking, Gan Mian Hutong 20*

*Die Trauzeugen sind v. l. n. r.:*

*Alfred Mayer (tätig im Hempel's Hotel in der Hatamen Straße), ein begabter Maler*

*Lydia Buchloh (Sekretärin im Peking Union Medical College PUMC)*

*Gretel Reitzig (ihre Eltern besaßen die „Peking Saddlery“ in der Legation Street), beste Freundin der Braut seit Kindertagen*

*Leo(pold) Weidinger (Geschäftsführer der Pekinger Filiale „Shingming Trading Co.“)*

*Renate Jährling*

## Inhalt

Basisinformation zu StuDeO .....	2
Editorial .....	3
Verstorbene Mitglieder und Freunde .....	4
Geburtstagsgratulationen .....	5
Walter Busse: Einige Daten und Ereignisse aus meinem Leben. Fünfzig Jahre China 1898-1948 (2. Teil) .....	6
Albert Kiessling: Eine Reise von China nach Japan 1934. 2. Teil (Schluss) .....	10
Renate Baerensprung: Die Jahre der politischen Emigration meines Vaters Horst W. Baerensprung in China 1933-1940 (2. Teil) .....	14
Renate Jährling: Erich Wilberg und „Die Dschunke“ .....	19
Erich Wilberg: Erntemonat über Peking .....	21
Ilse Drebing: Als Frau und Mutter im Zweiten Weltkrieg in Niederländisch-Indien und Shanghai. 1. Teil: Vom 10. Mai bis September 1940 .....	23
Freya Eckhardt: „Warum war denn nicht Frieden, wenn der so schön war?“ Meine Kindheit in Japan, überschattet vom Zweiten Weltkrieg und seinen Folgen. 1. Teil: Kinderspiele und Luftangriffe (1942 bis 1945) .....	27
Marianne Jährling: Tagebuch-Notizen von den letzten Tagen auf der „Marine Robin“ .....	32
Adelinde Brunner: Erinnerungen einer Fünfzehnjährigen an die Repatriierung aus Tientsin/China nach Ludwigsburg 1946. 2. Teil. Ankunft in Deutschland .....	33
Martina Bölck: Chinesen auf St. Pauli in Hamburg – Exoten und Verfolgte .....	35
Hilke Veth: Erhellend, irritierend, aufschlussreich: Drei Neuerscheinungen zu China aus letztem und diesem Jahr .....	40
Buchempfehlungen	
– Hans-Joachim Bieber (Hrsg.): Dietrich Seckel. Berichte aus Japan. Briefe an seine Mutter: Hiroshima 1936 bis Tokyo/Urawa 1941 .....	42
– Judith Brandner: Japan. Inselreich in Bewegung .....	43
– Thomas Heberer: Ostpreußen und China. Nachzeichnung einer wundersamen Beziehung .....	44
– Susanne Hornfeck / Nelly Ma: Mit Oma Wang durch den chinesischen Alltag .....	45
– Gret Surbek: „Im Herzen waren wir Indonesier.“ Eine Bernerin in den Kolonien Sumatra und Java 1920-1945	
Vermischtes: Leserbriefe – Allerlei .....	46
Vereinsnachrichten .....	49

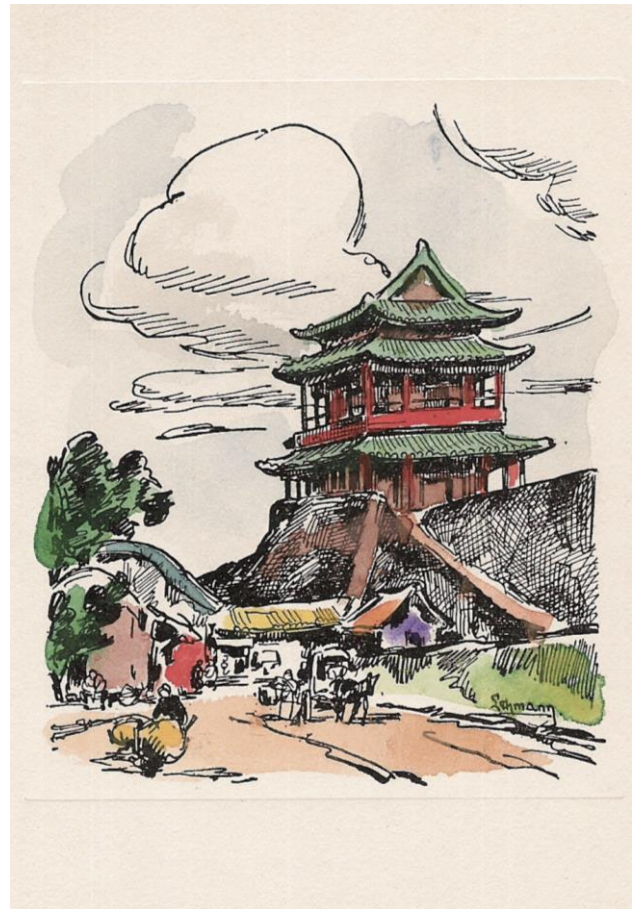
## Bilder aus der StuDeO-Fotothek



*Händler unter einen Flambojan (Flammenbaum) in Indonesien (vermutlich holländischer Maler, 1950er Jahre)  
StuDeO-Fotothek A0096*



*Kawase Hasui (1883-1957): Honmonji-Tempel im Schnee  
StuDeO-Fotothek A0143*



*W. Lehmann: An einem Stadttor in Peking, um 1940  
StuDeO-Fotothek A0023*



*Carola und Rick auf dem Weg nach Kreuth*



*Blick vom Garten auf das Haus*



*Blick vom Balkon auf die Blauberge*

## Machen Sie Urlaub im Wolfgang Müller – Haus

Das Wolfgang Müller-Haus des StuDeO, das Pfarrer Müller bis zu seinem Tod im März 2003 bewohnte, steht in der kleinen Gemeinde Kreuth inmitten herrlicher Berge. Eine Vielzahl von Wegen lädt ringsum zum Wandern ein. Für Sportive bieten hohe Berge und steile Gipfel Anreize. In unmittelbarer Nähe liegt der Tegernsee und hinter der Grenze zu Österreich der Achensee.

Das eher kleine Haus besitzt zwei Schlafzimmer (mit einem Bett bzw. einem ausziehbaren Doppelbett), ein großes Wohn/Esszimmer, eine Küche mit Geschirrspülmaschine, ein Badezimmer mit Badewanne und Waschmaschine sowie eine Gästetoilette. Es ist vollständig eingerichtet mit allem – außer TV –, was man zum Leben braucht, inzwischen gibt es auch W-LAN. Für weitere Gäste stehen Klappbetten und Matratzen bereit. Gäste, die mit dem Auto anreisen, werden gebeten, Bettwäsche mitzubringen. Wer mit der Bahn anreist, kann die vorhandene Wäsche benutzen. Handtücher etc. sind selbstverständlich vorhanden.

Die Anreise per Bahn erfolgt von München Hbf nach Ort Tegernsee; von da bis nach Kreuth (ca. 8 km) verkehren Bus oder Taxi. Die Bushaltestelle in Kreuth (Riedler-Brücke) befindet sich an der Hauptstraße, von da bis zum Haus läuft man etwa zehn Minuten leicht bergauf.

Anweisungen für die Benutzung des Hauses sommers wie winters und was beim Verlassen zu beachten ist, liegen aus. Die Schlussreinigung übernehmen die abreisenden Gäste selbst, d.h. sie hinterlassen das Haus so, wie sie es vorgefunden haben.

Unkostenbeitrag pro Übernachtung für bis zu 2 Personen pauschal **30,00 €** für StuDeO-Mitglieder, sonst **40,00 €**; ab der 3. Person (Kinder ab 6 Jahren) wird ein **Zuschlag** von 5,00 € (pro Person und Übernachtung) erhoben. Während der Heizperiode vom 1. Oktober bis 31. Mai ist darüber hinaus ein Zuschlag von pauschal 5,00 € pro Übernachtung zu bezahlen. Die Nutzungsgebühr für Tagesgäste unterliegt einer gesonderten Regelung.

Für eine bequeme Anmeldung bei der Kurverwaltung liegen die Erhebungsbögen im Haus aus und können so schon vorab ausgefüllt werden. (Bitte nicht versäumen, die Kurtaxe zu entrichten!)

Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an Dr. Ursula Fasnacht (Adresse S. 2).